



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht
1937

7 (1937)

VERGESSMEINNICKT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT
der
MARIANNHILLER MISSION



Nummer 7

Juli 1937

55. Jahrgang

Zum Feste des kostb. Blutes

Er gibt ein duftend Brot,
Ja eine Engelspeise;
Ein königliches Brot,
Bezahlt mit königlichem Preise.
Er gibt sein eignes Blut,
Das aus fünf Bronnen quillt,
Und was entströmt den Bronnen,
Es ist sein eignes Leben,
Sein Leib jungfräulich rein,
Sein Leib und seine Seele,
Es ist sein ganzes Wesen,
Wo Gott und Mensch zugegen!
O lieber Gott, gib dieses heil'ge Brot,
Als Speise uns im Leben und im Tod!

Jacinto Verdaguer

Zum Fest des kostbaren Blutes Jesu Christi

„Der hl. Kelch, den wir segnen, gibt er uns nicht Teilnahme am Blute Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht Anteil am Leibe Christi?“ I. Kor. 10. (Offertorium der Festmesse).

Du hast uns, o Herr, mit Deinem Blute erlöst, welches Stammes, welcher Sprache wir sind, welchem Volke, welcher Nation immer wir angehören. Und du hast unserem Gott uns zu seinem Reiche, seiner Königsherrschaft gemacht. Dafür wollen wir die Erbarmungen des Herrn in Ewigkeit besingen. Von Geschlecht zu Geschlecht werde ich deine Wahrheit verkünden, so lange mein Mund noch sprechen kann . . . Es ist das der Ausdruck heiligen Jubels, mit dem sich die heutige Messe einführt.

Jesus, mein Mittler beim Vater, du tratest in deinem Leiden und dem bitteren Tod an unsrer statt mit dem Opfer deines gottmenschlichen Blutes hin, um den Himmel zu versöhnen. Einmal dargebracht, genügte deine Hingabe für alle Zeiten, allen zum ewigen Erbe Verurteilten (I. Kor. 10, 20, 21) Gnade zu bringen. Aber du wolltest in der hl. Messe dein Opfer vor den Augen der späteren Menschen erneuern und der einzelnen Seele wirksamer machen.

Hab Dank dafür! Mit lebendigem Glauben und edelmütiger Liebe möchte ich nun an deinem göttlichen, eucharistischen Geheimnisse teilnehmen. Dein Leib und dein Blut, das Heiligste auf Erden, gereiche mir zu ernster Heiligung und entfühne dauernd mein sündhaftes Fleisch und Blut! Gib nicht mehr zu, daß meine Lippen jemals vom Kelche der Sünde kosten, die so viele durch ihre falsche Süßigkeit lockt und berauscht! . . . St. Paulus schrieb an die Seinen zu Korinth: „Ihr könnt nicht vom Kelch des Herrn trinken und zugleich vom Kelch der Dämonen. Ihr könnt nicht Anteil am Tische des Herrn haben und Anteil am Tische der Dämonen!“ (I. Kor. 10, 20, 21).

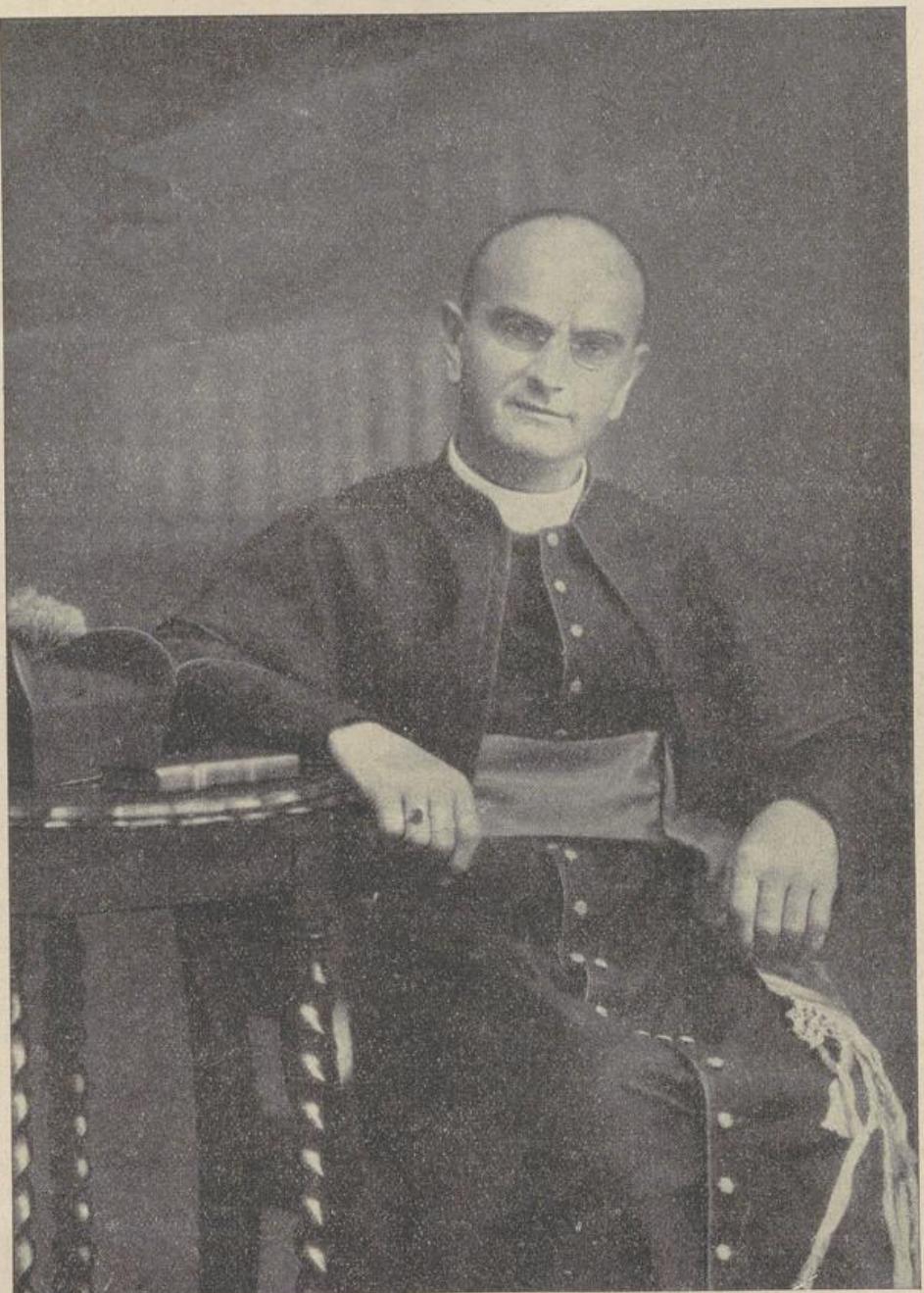
„Christus hat sich einmal hingegeben, um die Sünden aller zu tilgen. Ein zweitesmal wird er ohne Sünde erscheinen, denen zum Heile, die seiner harren.“ Hebr. 9, 28 (Kommuniongebet).

Mitten zwischen der ersten und zweiten Ankunft des Herrn liegt sein gütiges Kommen in der hl. Kommunion . . . Ein Lichtstrahl von der ersten und zweiten Ankunft soll die hl. Kommunion treffen, ein Blick aus Jesu Augen von einst und vom großen Tage des Gerichtes . . .

Tilgung läßlicher Sünden, Versicherung für Vergebung aller früherer Vergehen und Frevel will der Heiland dir jetzt geben, christliche Seele. Das künftige Heil des Jenseits, sein verklärendes Einladungswort am Ende der Tage, möchte er dir schon aus der Ferne zeigen.

Dein verborgener eucharistischer Gott ist ja derselbe, der im Judentum hemals die Sünder begnadigt hat, der dem reuigen Schächer das Paradies versprach, der am Ende den einen Rettung und Seligkeit, den andern Schrecken und Untergang sein wird. Wenn du nicht schon hier auf der Welt dich mit ihm versöhnst . . . dann wird er nicht mehr die Versöhnung bringen. —

O wunderbares Sakrament der Erbarmung und der goldenen Zukunftserwartung! Laß dein stilles, tiefes, die Seele in dem Verborgensten erfassendes, umgestaltetes Wirken und Walten mir angedeihen! Laß dein Opferblut, Christi Fleisch und Blut, an mir nicht verloren sein! - d -



Exz. Dr. Ignatius Arnoz CMM.

Der neuernannte Apostolische Vikar von Bulawayo (Südafrika)

Photo: Sauerland, Niedegg



X Zwei neue Missionsbischöfe der Mariannhiller Missions-Kongregation

Unter dem 13. April 1937 ernannte der hl. Vater die beiden bisherigen Apostolischen Präfekten von Umtata und Bulawayo der Mariannhiller Mission, Msgr. P. Emmanuel Hanisch CMM. und Msgr. Dr. P. Ignatius Arnoz CMM. zu Apostolischen Vikaren und erhob sie zur bischöflichen Würde, während gleichzeitig die beiden Missionsgebiete Apostolische Vikariate (Diözesen im Missionslande) wurden. Die freudige Nachricht, welche das Hochwst. Generalat der Mariannhiller Missionare der ganzen Missionsgesellschaft bekannt gab, hat unter den Missionaren im Heidenlande und in der Heimat große Freude ausgelöst, aber auch die Christen, weiße wie farbige in den beiden großen Missionsbezirken, haben diese Erhebung der beiden langjährigen Missionsobern mit größter Freude aufgenommen und begrüßt. Bischof Emmanuel von Umtata ist, wie aus früheren Mitteilungen im Bergkämmeinrich bekannt, Reichsdeutsch und gebürtig aus Altlomnitz, Schlesien. Er ging in jungen Jahren nach Südafrika. Nach beendigten Studien arbeitete er ununterbrochen seit 1908 in der Mission. Nach Teilung des großen Apostolischen Vikariats Mariannahill 1932 wurde er Apostolischer Präfekt von Umtata.

Bischof Dr. P. Ignatius CMM. ist gebürtigt aus Bodenbach, Böhmen (Tschechoslowakei), Diözese Leitmeritz, deren Klerus er angehörte. Er ging 1921 in die südafrikanische Mission der Mariannhiller und war erst tätig in Rhodesia. Dann wurde er Regens des Priesterseminars der Kongregation in Mariathal, das 1929 nach Würzburg verlegt wurde. Bald darauf wurde Bischof Ignatius Missionsoberer der Mission Bulawayo, eines Gebietes von über 300 000 qkm, das aus dem ehemaligen Matabelereich und dem Bechuanaaland besteht und politisch zu Rhodesien gehört. 1932 wurde er Apost. Präfekt dieses Gebietes, das jetzt Apostolisches Vikariat wurde, so werden die Diözesen in den Missionen genannt. Im folgenden Hefte werden wir von den Konsekrationsfeierlichkeiten der beiden Hochwürdigsten Herrn berichten. Die ganze Mariannhiller Mission und alle Missionsfreunde und Förderer im Heimatlande und Missionslande wünscht Gottes reichsten Segen auf das fernere Wirken der beiden erfahrenen und erprobten Missionsbischöfe herab.
Ad multos annos!

Mariannhiller Missions - Rundfunk

Neueste Nachrichten aus Südafrika

Am Mikrophon: P. Otto Heberling CMM.

Großes Wirbelsturm-Unglück bei einer Missionsstation: Es klingt fast unglaublich, ist aber leider traurigste Tatsache: Am 2. Januar 1937 hat ein Wirbelsturm unweit unserer Missionsstation Maria Ratschiz im nördlichen Natal einen ganzen Kraal, sechs Hütten von Eingeborenen samt allen Leuten und dem Vieh in die Luft gehoben, über 100 m mit fortgerissen und dann am Boden förmlich zermalmt. Außer den Eltern, Andreas und Julia Mlohi, die beide Christen waren, wurden auch drei

Knaben im Alter von 10 bis 14 Jahren getötet. 8 Ochsen wurden ebenfalls auf dem Boden umhergeschleudert, sodass sie das Genick brachen. Die 6 Hütten mit allem, was darin gewesen war, fand man vollständig zertrümmert in der Umgebung zerstreut. Holzstücke und Stecken hatten sich tief in die Erde gebohrt. Wo der Kraal und die Viehhürde gestanden, ist jetzt ein leerer und fahler Platz.

Die kleine Abellina Mohi ist von der Familie allein noch am Leben. Sie wurde auf weichen Ackerboden geschleudert und erhielt dabei mehrere Verletzungen, so dass sie bewusstlos liegen blieb. Nach mehreren Tagen hatte sie sich aber soweit erholt, dass sie dem Magistrat und dem Bezirksarzt auf Befragen folgendes erzählen konnte:

„Am 2. Januar, Samstag Nachmittag, war ich mit meiner Mutter ins nahe Gebüsch gegangen um Brennholz zu holen. Da wurde plötzlich der Himmel mit Wolken bedeckt und wir sahen so eigenartliche runde und schöne Wolken. Die Mutter sagte, sie habe nie etwas Ähnliches gesehen. Da es zu regnen anfing, eilten wir in unsere Wohnhütte. Bald hagelte es aber auch. Es fielen große Eisklumpen. Einige waren fast so groß wie ein Straußenei. Ich flammerte mich an der Mutter fest. Auch der Vater und meine drei Brüder waren in der Hütte. Auf einmal wurde es ganz finster und wir hörten draußen ein schreckliches Gejöse, wie einen wild daher-



Fr. Emmanuel Hanisch CMM.

Apostolischer Vikar von Umtata

Photo: Mariannhiller Mission



Lehrer und Schüler des Eingeborenen-Seminars in Mariathal, Südafrika
Photo: Mariannhiller Mission

brausenden Fluß. Vom Gestell fiel mir eine Kiste auf den Fuß. Dann fühlten wir, daß wir samt dem Hause in die Höhe gehoben wurden. Weiter weiß ich von nichts mehr, als daß ich später in der Hütte des Nachbarn erwachte und Schmerzen hatte. Meine Eltern, meine Brüder, das Vieh, alles ist tot, die Hütten spurlos verschwunden, Blut auf dem Acker!!! — Ich allein bin übrig geblieben! — Gott, der Vater der Waisen, möge das arme Kind trösten und ihm eine neue Heimat mit liebenden Pflegeeltern schenken! —

Das Mariazeller Lehrerseminar das beste in der Kapprovinz: Der hochw. P. Bernard Huß CMM berichtet uns aus dem Apostolischen Vikariat Lmtata: „Die Lmtata-Zeitung „Territorial News“ veröffentlichte die Eingeborenen-Lehrerexamens im Dezember folgendermaßen: Ausgezeichnete Erfolge hat das St. Johns-Kolleg in Lmtata (Anglikanisch), phänomenale Erfolge das Mariazeller Lehrerseminar.“ — Uns wurde aber auch offiziell mitgeteilt, daß nach den Resultaten der letzten Prüfungen das Mariazeller Lehrerseminar unter 13 Seminarien der ganzen Kapprovinz an der Spitze steht und von allen das beste ist. —

Die Mariazeller Elementarschule (Volksschule) die beste des Distriktes: Bei der Prüfung im November letzten Jahres erklärte der Schulinspektor, daß die „Elementary School“ auf der Missionsstation Mariazell die beste seines ganzen Distriktes ist. — Der kleinste Bub der letzten Klasse, der Sohn eines verstorbenen katholischen Lehrers, erhielt von der Regierung ein Jahresstipendium von 20 engl. Pfund, damit er für weitere 3 Jahre die Mittelschule auf der Missionsstation besuchen kann. Diese Mittelschule wurde im Jahre 1930 mit 8 Schülern begonnen. Im vergangenen Jahre wurde sie schon von 70 Schülern besucht. —

Neue Kirche auf der Missionsstation Far Vieu: Auf der Missionsstation Far Vieu im Apostolischen Vikariat Lmtata konnte im April eine neue Kirche feierlich für den Gottesdienst eröffnet werden. Die Zeremonie

wurde vom Apostol. Bifar von Lmtata, Erz. Emmanuel Hanisch CMM., vorgenommen. 15 Häuptlinge, sowie große Scharen von Eingeborenen und Halbwießen, nahmen an dem Fest voller Freude und Begeisterung teil. Auch viele Weiße der Umgebung, allen voran der Magistrat des Platzes, waren zur Feier erschienen. — Möge es dem tatkräftigen Erbauer der neuen Kirche, dem seeleneifrigen Missionar P. R. Martin CMM. vergönnt sein, recht viele Jahre in der schönen Kirche zur größeren Ehre Gottes und zum Heile der vielen ihm anvertrauten Schäflein zu wirken. —

X Früh vollendet hat er viele Jahre gelebt

Ehrw. Br. Theophil Josko CMM. †

Von P. Otto Heberling CMM.

Auf das hl. Pfingstfest traf von Süd-Rhodesia ein Luftpostbrief mit einer sehr schmerzlichen Nachricht ein. Der seeleneifrige Rhodesiamissionar P. Joseph Ebert CMM. teilt uns mit, daß Gott, der Herr über Leben und Tod, den noch jungen Missionsbruder Theophil Josko CMM. zu sich in die ewige Heimat abberufen hat. Wir im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen können es noch gar nicht recht glauben, daß unser Mitbruder, der erst am 1. Mai 1933 aus unserer Mitte schied, jetzt schon sein junges Leben im Dienste unseres Gottkönigs zum Opfer bringen durfte. Aber es ist schon wahr; denn der Brief redet Br. Theophil Josko CMM. † werf verstand er gut. eine nur zu deutliche



Sprache. — Der teure Verstorbene war am 8. Februar 1904 zu Müllava in Schlesien geboren. Am 5. November 1926 trat er in die Kongregation der Mariannhiller Missionare ein. Seine ersten Gelübde legte er am 12. Mai 1929 ab. Br. Theophil war ein tüchtiger Schlosser und Schmied. Auch das Maurerhand-

werk verstand er gut. Im Missionshaus St. Joseph in Reimlingen zeugt noch heute eine schöne Lourdesgrotte von seiner Geschicklichkeit und seinem Können als Maurer und Schlosser. — In unserer Mission in Rhodesia war der Verstorbene als tüchtiger Handwerker auf mehreren Stationen tätig gewesen. Zuletzt hatte ihn der Wille Gottes auf eine neugegründete Missionsstation am Sambesi gerufen. Wie den Lesern des Bergfmeinnicht bekannt ist, haben die Mariannhiller Missionare am Sambesi vor einigen Jahren die Missionsstation St. Agidius gegründet. Da sich aber der Platz als äußerst ungünstig erwiesen hatte, wurde die ganze Station verlegt. Ein Lastwagen besorgte mit 65 Fahrten den ganzen Umzug. Der neue Platz ist 40 Meilen vom früheren entfernt. — Über die segensreiche Tätigkeit und über den Heimgang des jungen Missionsbruders auf der neugegründeten Missionsstation, die der lieben Gottesmutter, der Gnadenvermittlerin, geweiht ist, schreibt der dortige Missionar unter anderem folgendes:

„Leider hat die neue Missionsstation auch schon ihr Opfer gefordert durch den Heimgang unseres so tüchtigen Br. Theophil . . . Br. Theophil kam am Christkönigsfest letzten Jahres (25. Okt.) zu uns, um ein von der Regierung gewünschtes Hospital zu bauen, obwohl wir selbst noch kein Dach über dem Kopf hatten. Wir konnten aber auch nicht anders, da der Umzug nicht nur den letzten Heller aufgezehrt, sondern auch noch Schulden verursacht hatte. So war die Unterstützung der Regierung doch eine kleine Hilfe. Br. Theophil ging tüchtig ans Werk. Ich habe ihn oft gemahnt, sich in diesem mörderischen Klima von 11—14 Uhr etwas zu schonen. Doch, er war eben das Arbeiten so gewohnt, daß er glaubte, es schade ihm nicht . . . Er hat überhaupt sehr großen Eifer gezeigt, sowohl was das Heil der Seelen anbelangt, als auch um den einzelnen Stationen auf die Beine zu verhelfen. Obwohl er das Maurerhandwerk nicht eigentlich erlernt hatte, verstand er es doch ausgezeichnet. Stets solide Arbeit zu leisten, war sein Ideal. Als nun im Februar das Hospital fertig war, fing er für uns ein neues Gebäude an, damit auch wir nicht so stark unter dem Klima zu leiden hätten. Wir wohnten noch immer in Blechhütten. — Leider sollte der gute Bruder den Bau nicht mehr zu Ende führen, da der Todesengel ihn rief. Schon einige Zeit merkte ich, daß etwas nicht stimmte, und ihm die Arbeit nicht mehr so recht vonstatten ging. Das Fieber setzte ihm arg zu . . . Doch er wollte den Bau unter allen Umständen noch beenden und ging immer wieder zur Arbeit. Am Donnerstag klagte er mir dann über starke Schmerzen im Rücken. Trotzdem ging er aber noch bis zum Samstag zum Bau. Abends wurde er bewußtlos. Zu dieser Zeit hielt ich mich selbst in Wankie auf. Als ich am Sonntag morgen heimkam, konnte er nicht mehr reden. Ich ließ ihn ins Europäer-Krankenhaus nach Wankie bringen, wo er weiter bis Dienstag morgen bewußtlos blieb und dann seine Seele dem Schöpfer zurückgab. Als Todesursache wurde Kopf- und Rückgrat-Malaria, die schlimmste in ihrer Art, angegeben . . .“ Mit Br. Theophil ist uns eine tüchtige Kraft verloren gegangen. Allzufrüh hat ihn nach menschlichem Ermessens der Herr zu sich genommen. Doch, der hl. Wille Gottes möge geschehen, wenn wir's auch nicht verstehen. — Er starb ja im Dienste seines Gottes und Königs! Er starb im Dienste hilfsbedürftiger Menschen! Er starb für seine Mitbrüder! — Deshalb hat er auch, obwohl erst 33 Jahre alt, viele, viele Jahre ausfüllt. — Möge der Herr, dem er treu gedient, seiner Seele die ewige Anschauung im Himmel verleihen! Sein Leib aber möge in afrikanischer Erde bis zur glorreichen Auferstehung im Frieden ruhen! —

Mission ist das äußere Wachstum des mystischen Leibes Christi. Missionspflicht geht also jeden an, der durch die Taufe Glied dieses Leibes ist. Je tiefer die Glaubensgewissheit von unserer Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit dem mystischen Leibe des Herrn in uns verwurzelt ist, je glaubensfreudigere und glaubensinnigere Menschen wir sind, um so mehr wird es uns drängen, an der Ausbreitung des Gottesreiches auf Erden mittätig zu sein; es wird uns geradezu übernatürliche Lebensnotwendigkeit werden. Und dieser echte, unverfälschte und unbeirrbare Missionseifer wird uns rückwirkend ganz mit Freude und Liebe zu der einen, wahren, katholischen Kirche erfüllen.

A. H.

Zeige uns Dein Reich!

43.

Jedes eucharistische Heiligtum, vom ärmsten Missionskirchlein bis zur Peterskirche in Rom, wo Christus im heiligsten Sakramente wohnt, ist eine Licht- und Kraftzentrale für die Menschenseelen. Da könnten alle erleuchtet und stark werden, um die Geheimnisse des Reiches Gottes immer besser zu verstehen und immer treuer darnach zu leben. Im kleinsten Sakraments-Oratorium weilt ja der König und Mittelpunkt aller Herzen und wartet auf uns. In mehr als 300 000 Kirchen und Kirchlein ist Er immer bereit, uns nicht bloß Sein Reich zu zeigen, sondern uns mitten in dasselbe hineinzuführen. Sobald wir tatsächlich alles glauben was Seine Kirche lehrt und in wahrer Liebe mit Christus in der Gnade vereinigt sind, stehen wir eigentlich schon in Seiner Reichsresidenz.

Die göttliche Eucharistie bietet uns schon hier in der Zeit die Fülle alles Guten. Wenn auch unsichtbar und wie in Keim und Knospe verborgen, so besitzen wir doch, zumal in der hl. Messe und Kommunion, alles, was Gott schenken und der Mensch empfangen kann . . . Mit anderen Großen im Gottesreiche sagt der heilige Pfarrer von Ars, daß wir in Dank- und Freudenschauern sterben müßten, könnten wir begreifen, was das heiligste Sakrament enthält!!

Noch sind wir so glücklich, diesen kostbarsten Reich-Christenschatz an tausend Orten in Land und Stadt zu finden. Erst der Verlust zeigt den Wert des verlorenen Gutes. Wie arm ist das weite Russland! Wie öde die verwaisten Kirchen Mexikos! Wie leer ein Großteil Spaniens! Uns gilt des Dichters Wort: „O lieb', solang' du lieben kannst — eh' du beraubt in Schmerz zerrannst!“ Das gleiche sagt mit anderen Worten der heilmäßige Benediktinerpater Lukas Etlin: „In den letzten Stunden wird uns das am meisten reuen, daß wir die persönliche Gegenwart dessen so wenig geschätzt haben, der so nahe bei uns weilt und wohnt!“

Wo Jesus ist, da ist sein ganzes eucharistisches Wunderreich, auch so vielen ein unbekanntes Land, obwohl sie in seinen Grenzen geboren sind . . . Lesen wir jedes Jahr einmal das vierte Buch der Nachfolge Christi. Seine 18 Kapitel sind eben so viele Wegweiser in das Gnadenreich des Königs der Herzen.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

5. Der neuen Heimat entgegen

21. 1. 23. Heute sollte ich an mein eigentliches Ziel kommen: Die Missionsstation Citeaux. Ich hatte noch einen Weg von etwa 6 Stunden zu Pferd zurückzulegen.

Also gleich nach dem Frühstück führte mir ein schwarzer Junge den Gaul gesattelt vor. Es war ein alter Klepper, der keine Miene mehr zeigte durchzugehen. Trotzdem, als ich ihn bestieg, war mir recht seltsam zumute, so wunderlich und absonderlich. Was mag die nächste Zukunft bringen? Zum erstenmal sollte ich meine Heimat auffschlagen unter den „Wilden“. Diese Gedanken stimmten mich ernst und ließen die Pulse stärker schlagen.

Das Wetter war kalt und naß wie in Europa im November. Nebelschwaden zogen wie Geisterheere über die einsame, schweigende Steppe. Der Gaul ging nur schrittweise voran. Es war nicht gemütlich zu reiten, der Weg war schlüpfrig und mein Pferd ein altverdienter Missionsveteran, glitt immer wieder aus. Ich mußte mich fest im Sattel halten, um nicht einmal in einer Pfütze zu landen.

Ein schwarzer Junge lief neben mir her, um mir den Weg zu zeigen. Ich konnte leider nicht mit ihm plaudern; nur einen Satz hatte ich gelernt und der hieß: „kuyini loku“ d. h. Was ist das. So konnte ich wenigstens etwas mit ihm sprechen und zugleich Wörter lernen. Das brachte Kurzweil in die langwierige, mühevolle Reise. Ich deutete auf den Weg und fragte: „Was ist das?“ Und der Junge antwortete: „indhela“; nach den Wolken „amafu“, nach dem Gras „utshani“, nach den Bäumen „imiti“, nach den Vögeln „iznyoni“ usw. So verstrichen die Stunden doch nicht nutzlos.

Mariä Heimsuchung

Trag' Jesu in die Welt hinaus
So wie Maria selig still,
Und lausche, lausche immerfort,
Was dir dein Heiland sagen will;
Läß Erdenlust und eitlen Ruhm,
Unwürdig deiner, weit zurück;
Bergiß die Welt, denk Jesu nach,
In ihm allein ruht all dein Glück.

Trag' Jesu in die Welt hinaus
Und dien' dem Nächsten froh und gern,
Bergiß dich selbst, gib ganz dich hin
So wie die Mutter unsers Herrn!
Sei engelmild und frohen Sinns,
Auf daß dein Herz dem Heiland gleicht,
Der spricht: Mein Soh, es ist so süß,
Und meine Bürde, sie ist leicht!

Trag' Jesu in die Welt hinaus
Birg ihn in deines Herzens Hut,
Er lebt in dir und du in ihm,
In deinen Adern rinnt sein Blut;
Zeig' Heldeninn und Leidensmut,
Harr' unterm Kreuz geduldig aus;
Sei wie Maria still und stark,
Trag' Jesu in die Welt hinaus!

Anna Henner



„Gebenedeit bist du unter den Weibern“

(Luk. 1, 42)

Nach einem alten Stahlstich



Kleriker-Nobiziat Reimlingen: Neuprofessen
Obere Reihe: Fr. Bellarmin, Fr. Thaddäus, Fr. Markus, Fr. Heribald,
Fr. Oswald. Untere Reihe: Fr. Landolin, Fr. Christian, P. Magister,
Fr. Rüdiger, Fr. Lorenz.

Photo: Seminar St. Joseph, Reimlingen

Ein leichter Frost schüttelte mich und ich zog meinen Regenmantel enger zusammen. Es wäre ganz falsch zu denken, in Afrika müsse man nie frieren. Ja, manchmal habe ich gefroren wie ein frisch geschorener Pudel, zumal der Wechsel von Hitze und Kälte oft so schnell und unvermittelt auftritt.

Zeitweise ging unsere Reise auf einer Straße dahin, dann wieder auf den schmalen Fußpfaden der Eingeborenen. Hie und da ritt ich vorbei an einer einsamen Negerhütte, die wie ein riesiger Bienenkorb am Boden lag. Aber kein Mensch zeigte sich. An den kalten Tagen verkriechen sich diese armen, halbnackten Leute lieber in ihre Hütte und wärmen sich am offenen Feuer; nur der Rauch quillt heraus durch das Loch, das man bei uns Türe heißt. Nur selten begegnete uns ein Eingeborener oder ein schwarzer Hirtenjunge, drückte sich scheu und schüchtern vorbei, gehüllt in eine schmutzige, erdfarbene Decke oder in einen Schafspelz.

Die Landschaft trug fast Wüstencharakter, öde und steinig, keine Blumen, nur einzelne Büschel rauhen Grases; dazu dorniges Gestrüpp, dickefleischige Kakteen und wilde Palmen. Zweimal zogen wir durch einen kümmerlichen Rest von Urwald. Wie um Hilfe rufend reckten tote Urwaldriesen ihre kahlen Äste in die Luft. Im Gezweig, hinter dem dichten Laubwerk der Lianen knackte es, als ob Affen drinnen haußen.

Ich erwartete schon auf irgendein wildes Tier zu stoßen, aber nichts zeigte sich; nur das Vieh weidete auf der weiten Steppe: Rinder und Pferde, Schafe und Ziegen. Plötzlich grüßte mich ein Stück Heimat: Schwäbchen saßen auf einem Stacheldraht, der die Weiden der weißen Farmer abgrenzte. Sie hatten ihre Köpfchen eingezogen und ließen den Schwanz hängen, frierend und hungernd fauerten sie nebeneinander und

sehnten sich vielleicht nach dem Sommer ihrer europäischen Heimat. Einmal standen in einem Sumpf 12 Störche mit hochgezogenem Bein. Ich dachte: Wenn ihr nach dem Norden fliegt, grüßt mir die deutsche Heimat wieder.

Weiter gings und immer weiter. Langsam verrannen die Stunden. Die Sonne blieb verborgen hinter einem dichten Wolkenschleier. So hatte ich mir Afrika gar nicht vorgestellt. Von Zeit zu Zeit stieg ich ab und wir hielten Rast und packten unsere Wegzehrung aus: Eier und Butterbrot. Mir wollte es nicht recht schmecken, aber dem Jungen umso mehr. Wenn ich vergaß, mahnte er mich fühl und sagte einfach „baba, ukudhla“, d. h. Vater, essen! Dabei deutete er vielsagend auf seinen offenen Mund und schaute mich bittend an mit seinen großen, glänzenden Augen dunkel wie die Nacht.

Etwa 9 Uhr morgens waren wir aufgebrochen, nun zeigte meine Uhr bereits halb 5 Uhr nachmittags und wir waren noch auf dem Wege. Ich hatte keine Ahnung, wohin es ging und wie lange es noch dauern würde. Ich verließ mich auf meinen kleinen Führer und, wahrhaftig, er wußte Bescheid. Mir wurde schon bange. Wann werden wir denn endlich einmal ankommen? Da plötzlich bog der Junge von der Straße ab, seitwärts in eine große Weide. Er öffnete ein Feldtor, das in den Drahtzaun der Weide gebaut war. Mein Gaul schritt durch, plötzlich stützte er: Etwa 5 m weiter lag quer über dem Fußweg eine über 1 m lange Schlange. Ich erschrak nicht wenig und dachte, das ist das Sinnbild des Bösen, der mir schon zu Beginn meiner apostolischen Arbeit den Weg verlegen will. Aber die Schlange rührte sich nicht, sie war entweder erschlagen oder steif vor Kälte. Wir gingen also darüber hinweg und ich atmete erleichtert auf. Bald hingen wir um den felsigen Hang eines Berges herum. Plötzlich wurde der Blick frei in ein weites Tal und vor uns lag — die neue Heimat.

„Nanti, baba, ikaya“ — Sieh da, Vater, die Heimat, rief der Junge jauchzend und deutete mit leuchtenden Augen auf die vor uns liegende Missionsstation Giteau. Etwa 17 Hütten, meist aus Lehm und Stroh, lagen im Kreise um ein kleines Kirchlein aus Wellblech. Die Station liegt auf halber Höhe eines Berges, unten im Tale rauscht ein Fluß, der Umfomaas, jenseits des Flusses grünes Weideland und in weiter Ferne Hütten der Eingeborenen, verteilt an den Hügelhängen.

Offenbar hatten die Leute auf der Station schon längst uns erwartet. Daz wir heute kamen, wußten sie. Raum war mein Pferd aufgetaucht oben am Berge und mein weißer Tropenhut, da erhob sich unten ein lautes Geschrei der schwarzen Kinder, Arbeiter und Frauen; alle deuteten auf den Berg und riefen: „nangu u baba omutscha“ — Seht da, der neue Vater. Mein Herz schlug Generalmarsch. „Baba, baba,“ summte es mir in den Ohren und etwas würgte in meiner Kehle, eine stürmische Freude. Was ich als Junge gelesen, als Student geträumt, jetzt wurde es felige Wahrheit; ich wurde Vater der Armen, der Enterbten der Menschheit.

Auf der Missionsstation wurde es nun lebendig, ein freudiges Rennen, Laufen und Rufen. Während ich langsam hinab ritt, läuteten sie mit allen Glocken. Leider hatten sie nur eine einzige und die bimmelte wie eine Almersfünderglocke. Nun das war schon der rechte Ton für mich. Die Kinder stürmten den Weg hinan, die Jungs voraus, nun umringten sie mich auf dem Pferd, hüpfend und johlend vor Freude. Ich stieg ab und reichte meine beiden Hände hin. Jedes wollte dem neuen Vater die Hand

drücken mit lachenden Augen, blitzen den Zähnen und einem Schwall voll Worten, die ich leider nicht verstand. Selbst wenn ich die Sprache hätte sprechen können, ich wäre doch stumm geblieben: „Die höchste Lust hat keine Lieder.“ Aber vielleicht lasen die Kinder in meinen umflogten Augen die heiße, väterliche Liebe eines jungen Missionars.

Nach wenigen Schritten waren wir auf der Missionsstation. Die Schwestern begrüßten mich herzlich. Die deutschen Laute mitten in diesem weltverlorenen Winkel von Afrika muteten mich so heimatisch an. Die Missionarinnen waren Schwestern vom kostbaren Blut, schon Jahrzehntelang im Dienste der Mission, hoch verdient, Helden an der Glaubensfront. Sie führten mich erst in das Kirchlein. Ein Betshemel stand vor dem Altar, der mehr einem Berg von Blumen glich. Ich sank in die Knie und verhüllte mein Gesicht; beten konnte ich nicht, aber der liebe Gott verstand die stumme Sprache meines übervollen Herzens. Schnell hatte sich das kleine Kirchlein gefüllt und die Schwestern selbst stimmten „sikutusa, baba wetu“ d. h. „Großer Gott, wir loben dich“ an und die ganze Gemeinde fiel begeistert ein. Die Worte verstand ich nicht, aber die Melodie war genau das altbekannte heimatische Danklied. Dann verrichteten sie ein Dankgebet, daß sie wieder einen Vater hatten und riefen Gottes Segen auf ihn herab, zum Schluß noch ein Marienlied: „Sengikubingelela.“ Als die alte traurige Weise des deutschen Liedes: „Ich möcht' ein Blümlein werden . . .“ an mein Ohr klang, da wollte mich die Freude fast erdrücken.

Nun ging es in den Pfarrhof, das war eine kleine Lehmhütte im Schatten mächtiger Akazien. Etwa 6 Steinstufen führten hinauf. Sie war vielleicht 8 m lang und 6 m breit, ein einziger Raum, der Boden die nackte Erde, festgestampfter Lehm mit Kuhdünger bestrichen als Teppich, die Decke war das Strohdach. Ein Tisch, zwei Stühle, eine Kommode, ein Waschgestell, ein Bett mit Maisstroh gefüllt, ein kleines Büchergestell, ein Kleiderrahmen hinter einem Vorhang, das war die ganze Einrichtung: arm und schlicht; aber das hatte ich ja gewollt, nicht umsonst hatte ich Armut gelobt. Wer in die Mission geht, weiß, daß er den königlichen Weg des Opfers wandeln wird. Ich freute mich arm zu sein wie die hl. Familie in Nazareth.

Nun gab es einen kleinen Ambiß. Dann wurde ich von den Schwestern durch die Station geleitet, von Hütte zu Hütte. Meinem Häuschen gegenüber lag die Schule mit etwa 60 Kindern, daneben der Bubenschlafsaal und das Bubenspeisehaus. Dann reihten sich im Kreise das Fremdenhaus, das Arbeiterheim, einige Ökonomiegebäude, dann jenseits der Kirche das Schwesternhaus mit Küche, Nähstube und Waschhaus, dann das Heim für die schwarzen Mädchen und Frauen auf der Station und ein großer Garten, dazwischen Eukalyptusbäume und Pfefferstauden. Als mich die Schwestern auf diese aufmerksam machten, dachte ich: Nun sind doch die Worte meines Vaters auch in Erfüllung gegangen, der mich ungezogenen Jungen öfters getadelt hatte mit dem frommen Wunsche: „Wenn nur du einmal wärst, wo der Pfeffer wächst.“

Als ich am Abend von meiner Hütte aus nochmals die Station überschaute und des Ave-Glöckleins weihvolle Klänge darüberschwanden, da stieg aus meinem Herzen auf ein tiefes Deo Gratias, ein Dank an die Vorsehung, die mich nach dem vielen und teilweise aufregenden Erlebnissen der langen Reisen zu Wasser und zu Land endlich wieder Frieden finden ließ in meiner neuen Heimat unter den „Wilden.“ (Forts. folgt)



Auf Besuch bei unseren Missionaren

Der geistige Horizont des Eingeborenen

Eingesandt von P. Josef Vogel CMM.

Über den südafrikanischen Eingeborenen wurde schon viel als Wahrheit oder Dichtung geschrieben; aber selten bekam man dadurch eine wahre Einsicht in seine innere geistige Verfassung, die von der unserigen ganz verschieden ist.

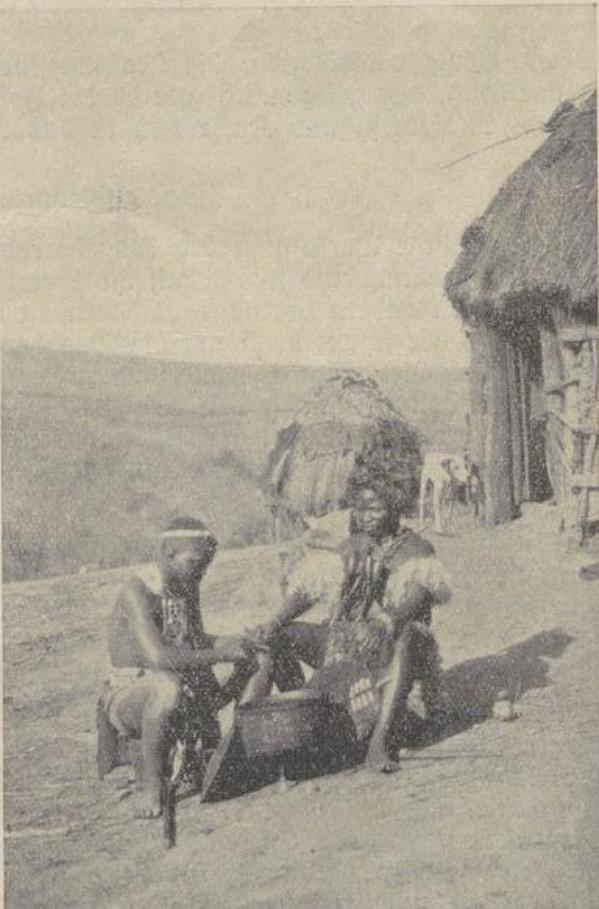
Man darf aber nicht annehmen, daß diese Verschiedenheit notwendigerweise bedeuten müsse, daß der Schwarze dem Geiste nach uns nicht ebenbürtig sei. Es besteht nur der eine Unterschied, daß des weißen Mannes Gedankengänge, Triebe und Handlungen im großen Ausmaße geformt und geleitet werden durch eine Jahrhunderte alte Kultur, die er hinter sich hat.

Auch der schwarze Mann hat seine Kultur, aber sie ist einfacher. Aus ihm spricht ein Sinn, der unverdorben ist durch Politik, wirtschaftliche Ansichten, Statistiken und dergleichen Dinge, die alle die geistige Vorratskammer des weißen Mannes ausfüllen.

Vor einigen Jahren wurde in der Kapkolonie eine Prüfung der geistigen Beschaffenheit unternommen, um die Intelligenz der weißen und schwarzen Studenten zu untersuchen.

Die Ergebnisse zeigten, daß die Schwarzen weit hinter den Weißen zurück waren; aber es ist wichtig, zu bemerken, daß die Fragebögen alle in Englisch abgefaßt waren und die Fragen sich hauptsächlich um Dinge drehten, die dem Schwarzen fremd und nur dem Europäer vertraut sind.

Etwa 70 Prozent der südafrikanischen Eingeborenen — und von diesen schreibe ich — leben geschlossen mit ihren Stammesbrüdern unter Häuptlingen mit fast den gleichen Bedingungen wie vor hundert Jahren. Die Wohnungen sind einfach: mit Gras gedeckte Lehmhäuser; die Kleidung besteht aus gewobenen Decken, welche die hauptsächlich früher verwen-



Zuluzauberer beim Mahl
photo: Mariannhiller Mission



In der Küste von Südafrika

Photo: Mariannhiller Mission

deten Häute verdrängten; die Nahrung besteht hauptsächlich aus Mais und Milch, nur gelegentlich gibt es ein Fest mit Fleisch. Bier aus gegerntem Maismehl und Kafferkorn ist das Nationalgetränk.

Das Sittengesetz

Die seelische Verfassung des Eingeborenen entsteht aus seiner unmittelbaren Umgebung und stimmt mit ihr überein. Er lebt mit der Natur und, wie bei den andern primitiven Völkern, ist dadurch sein geistiger Horizont beschränkt. Er schaut mehr auf die Begebenheiten als auf Theorien; seine Ideen sind viel mehr konkreter als abstrakter Natur. Seine gesellschaftlichen Gewohnheiten, die den unfrigen gegenüber so verschieden sind, spielen eine große Rolle bei der Bildung seiner Seelenverfassung. Sein Sittengesetz mag nach unseren Gedankengängen ziemlich locker erscheinen, aber dennoch hat er ein Sittengesetz.

Die meisten seiner Gedanken drehen sich um sein Vieh. — Mit ihm pflügt er seine Felder, es zieht ihm seinen Schlitten, verschafft ihm Milch u. Fleisch; aus Ochsenhäuten macht er sich den Schild für die Schlacht, und vielleicht das allerwichtigste von seinem Standpunkte aus besteht darin, daß das Vieh für ihn das Mittel ist, seine Weiber zu erwerben.

Im Allgemeinen wird angenommen, daß er sich seine Frauen um Vieh kauft. Aber das dürfte nicht ganz so sein. Vielmehr händigt der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut eine Anzahl Stück Vieh aus als Garantie, daß seine Tochter von ihrem Manne und seinen Leuten gut behandelt werden wird. Diese Übergabe ist das Glied, das die vertragsschließenden Parteien verbindet; die betreffenden Eltern schauen darauf, daß ihre Heime und Familien in gegenseitiger Freundschaft und Übereinstimmung bleiben. Würde der Mann sterben oder seiner Frau davonlaufen, dann hat sie das Recht, zu ihren Eltern zurückzukehren, und den Unter-

halt durch das „Hochzeitsvieh“ zu verlangen; es wurde ihnen ja übergeben mit Rücksicht auf ihre Heirat.

Es sind also die Eltern, die beim Heiraten den Vertrag schließen. Die Braut ist oft nicht willig, aber man erwartet von ihr, daß sie doch noch in die Angelegenheit einstimmen werde, die für sie beschlossen worden ist. Milch zu trinken von dem Vieh, das von ihrem Bräutigam gegeben wurde, gilt als eine heilige Zeremonie und drückt dem Heiratsbund das Siegel auf. Eine Frau wird vielleicht lange Zeit sich weigern, in der Heimat des Bräutigams Milch zu trinken. Das ist ein Zeichen der Weigerung, ihn zu heiraten. Diese Form von Protest wurde von einer Häuptlingsfrau ausgeübt, die bis zu ihrem Tode sich weigerte, in der Heimat des ihr zugedachten Mannes Milch zu trinken.

Man macht die Beobachtung, daß das Heiraten zu den wichtigsten Einrichtungen eines jeden Volkes gehört, und hier sieht man im besondern, daß der Heiratsvertrag des Eingeborenen seine sozialen Ansichten stark beeinflußt und direkt oder indirekt auf seine Gesinnung betreffs der häuslichen Einrichtungen einwirkt.

Der Schwarze und besonders die Frau wird erzogen durch ein durch und durch vollständiges und zusammen- und ineinanderhängendes System von Vorschriften, das aufgebaut ist auf ihren Sitten und Gewohnheiten. Viele Sachen sind der Frau verboten. So darf eine Frau unter keiner Bedingung den Hof betreten, wo das Vieh sich befindet. Sie hat auch ihren Mann und dessen Verwandten durch Sondervorschriften speziell in Ehren zu halten; sie darf deren Namen nicht aussprechen, auch keine Wörter, die ähnlich wie deren Namen lauten. Sie muß sich in diesem Zusammenhang mit Umschreibungen behelfen.

Reinigungszeremonien

Es gibt viele Gesetze bezüglich Unreinheit und Reinigung. In früheren Zeiten durfte die Frau nach der Geburt eines Kindes etwa einen Monat lang nicht von ihrem Manne gesehen werden. Die Geschirre, die sie während dieser Zeit zum Essen brauchte galten als unrein und wurden deshalb nach dieser Zeit weggeworfen.

Die Leute, die einen Leichnam berühren, gelten als unrein, bis sie sich wieder gebadet haben.

Wenn eine Hütte in einem Dorfe vom Blitz getroffen wird, so sind alle Einwohner des Dorfes unrein, bis sie vom Herrenmeister wieder „gedoxt“ sind. Man ruft nach der Hilfe des Medizimannes. Nachdem dieser seine Medizin zubereitet hat, spritzt er sie rund um die Hütte und salbt auch die Leute damit. Er schlägt auch um die Hütte herum Pfähle von bestimmter Holzart. Auf verschiedene Weise doxert er einen Blitzschlag; jede Art wird als vollständig genügend erachtet, jeden ferneren Blitzschlag unschädlich machen zu können.

Reinigungszeremonien sind gewöhnlich begleitet von einem Opfer eines Ochsen oder einer Ziege. Schafe werden zum Opfer nicht gebraucht, weil sie unter dem Messer schwitzen. Ein Ochse aber oder eine Ziege geben gewöhnlich einen Laut von sich, wenn sie gestochen werden. Gibt das Schlachtopfer einen Laut von sich, dann denkt der Schwarze, daß die Geister der Vorfahren, denen ja allein geopfert wird, um das Opfer wissen und ihr Wohlgefallen darüber bezeugen.

Der Schwarze ist für gewöhnlich langsam und überlegend im Sprechen und Handeln. Wenn eine schwierige Frage an ihn gestellt wird, so antwortet er oft mit einer anderen Frage, um Zeit zu gewinnen, um die Antwort, die man von ihm will, zu überlegen. Dieses Vorgehen kann man besonders bemerken bei Kreuzverhör bei Gericht. Europäer fühlen sich dabei oft beleidigt, obwohl der schwarze Mann dabei niemand beleidigen will. Hingegen kann eine ganz durchtriebene Beleidigung unbemerkt bleiben von denen, die die Sprache und Wege der Eingeborenen nicht sehr genau kennen. — Die Weiber besonders sind geeignet, wenn sie aufgebracht sind, einen in Wort und Tat zu beleidigen. Zum Beispiel: Es hat ein Mann guten Grund, mit seinem Weibe unzufrieden zu sein. Sie antwortet mit keinem Wort, spuckt aber nur in einer bestimmten Art und Weise aus. Es ist das für einen Mann vollständig genug, daß er einen Stecken holt und der Frau eine ganz gehörige Tracht Prügel verabreicht.

Redner von Natur

Allgemein gesprochen sind die Eingeborenen, besonders die älteren Leute, höflich und würdevoll in ihrer Art. Die Männer sind geborene Redner. Die gewählte Sprache und der Ausdruck würden oft unseren beredtesten öffentlichen Rednern zur Ehre gereichen. Die vorgebrachten Gründe sind gesund und wohl begründet, oft fein ausgeklügelt, aber hie und da schwer zu verstehen. Ihre Antworten auf Fragen sind oft ebenso überraschend wie schlagend. — Nach dem Zulukrieg im Jahre 1879 wurde der Zulukönig Cetwaho nach England gebracht. Als das Schiff mitten auf dem Ozean schwamm, fragte der Kapitän des Schiffes den König bei einer Unterhaltung, in dem er mit der Hand über das Meer eine entsprechende Geste machte: „Hast du je etwas so Weites, so Unbegrenztes wie dieses gesehen?“ Cetwaho ahmte mit der Hand die Bewegung des Kapitäns nach, hob sie über sich in die Höhe und antwortete: „Was ist so weit und so unbegrenzt wie der Himmel?“

Der Schwarze ist äußerst konservativ und misstraut aufs Äußerste jeder Neuerung auf dem Gebiete seines gesellschaftlichen Lebens. Als ein Beispiel dieser Unabhängigkeit an das Hergeschahnte diene folgende Begebenheit, die im Bereich meiner eigenen Erfahrung liegt.

Im Gebiete der Transkei, die ganz den Eingeborenen reserviert ist, hat jeder Bezirk einen oder zwei schwarze Landwirtschaftslehrer (Demonstrators). Die Aufgabe dieser Leute liegt darin, die Eingeborenen verbesserte Methoden der Bodenbewirtschaftung zu lehren. Solch ein Demonstrator, selbst ein Schwarzer, kam nun eines Tages auch zu einem alten Manne und bot sich ihm an, sein Land zu pflügen. Nach längerer Hin- und Herrede als Einleitung frug der alte Mann: „Aber warum willst du mich lehren, das Land zu pflügen?“

„Ich möchte dich lehren so zu pflügen, daß du eine bessere Ernte erhälst“, war die Antwort.

„Du willst mich pflügen lehren.“ sagte der alte Mann, „ich pflügte dieses Land schon ehe du geboren wurdest, und mein Vater pflügte es vor mir. Meine Vorfahren lehrten mich pflügen!“

Durch viele taktvolle Einwendungen wurde der alte Mann soweit gebracht, daß er dem Demonstrator einen Teil seines Landes überließ, damit



Missionsnähstube im Pius-Seminar, Würzburg
Photo: Pius-Seminar, Würzburg

dieser es pflege und ansähe. — Zu seiner Zeit begann der Mais zu sprießen. Der alte Mann war schon unwillig, als er den freien Raum zwischen den sauberen, geraden Reihen auffrischender Maispflanzen sah, was er für eine Verschwendug hiel.

Wo er selber gesät hatte, bedeckten die Pflanzen den ganzen Boden, so daß man nicht mehr auf den Grund sah.

Indessen gedieh die junge Pflanzung und der Eigentümer fühlte sich stolz deswegen. Es kam die Zeit, wo der Kultivator gebraucht werden sollte. Der Demonstrator kam mit seinem Werkzeug.

„Was ist jenes eigenartige Ding mit Füßen gleich Speeren“, frug der alte Mann. Der Demonstrator erklärte ihm die verschiedenen Gebrauchsarten des Kultivators: er solle den von der Sonne hartgebackenen Boden aufbrechen, das Unkraut ausreißen usw.

„Zezi sehe ich, daß du mich zum Narren gehalten hast“, sagte der Alte.

„Zezt, wo mein Mais so schön wächst, willst du dieses Ding durch mein Feld ziehen und alle Pflanzen ausreißen? Mach, daß du von hier wegkommst, bevor ich dich verhaue!“

Der Demonstrator mußte wohl oder übel seine Sachen wieder zusammenpacken und fortgehen.

Naturfinder

Man hört oft, „behandle den Eingeborenen wie ein Kind!“ Es mag ein gewisser Sinn in dieser Ansicht sein, infofern als man gerecht und in geziemender Weise mit Kindern umgehen soll.

Aber noch vielmehr müssen wir beachten: der Durchschnittsschwarze fühlt es bald bitter, mit Herablassung und mit milder Toleranz behandelt zu werden.

Das gezwungenen freundliche Benehmen ihm gegenüber ist für ihn oft mehr beleidigend als unverblümte Härte. Er versucht solches Benehmen auf seine Art und Weise heimzuzahlen.

Da kam einmal ein Beamter, der hatte eine Volks- und Viehzählung aufzunehmen. In dieser seiner Eigenschaft kam er zum Gehöft eines alten schwarzen Mannes. Der Beamte wollte sehr geduldig, langmütig und sehr einfach in seiner Methode sein. Der alte Mann, der schon oft und oft von solchen Beamten ausgefragt worden war, wußte genau, was man von ihm wollte, aber die Art und Weise des jungen Mannes beleidigte ihn.

„Wie alt bist du?“ frug der Zählungsbeamte. „Meinst du, wie alt ich sei?“ erwiderte der Alte.

„Ja, ich meine dich, wie viele Jahre bist du alt“, war die ungeduldig werdende Antwort.

„Ja, wenn du mich meinst“, gab der alte Kerl zurück, der sein Gegenüber durchschaut hatte, „so weiß ich nicht, was Jahre sind; aber ich bin so alt wie dieser Hügel. Als ich geboren wurde, waren diese Hügel schon da, aber ich kann nicht sagen, ob die Hügel schon zuvor da waren.“

Der Zählbeamte schrieb sein Alter als 90 auf und fuhr mit seinen Fragen fort in bezug auf die Familie des Alten, seine Felder, seinen Viehstand und gelangte endlich zu den Schweinen. „Wie viele Schweine hast du“, frug er ihn.

„O Schweine, du meinst Schweine?“ gab der Alte fragend zurück.

„Wie viele Schweine hast du“, forschte der geduldige, aber zu verzweifeln beginnende Beamte.

„Nun wohl“, sagte der Alte, als er anfing seine in die Höhe gestreckten Finger einen nach dem andern niederzudrücken, „da ist der alte Eber und da ist seine Frau; dann ist noch eine andere Säerin und ihr Kind da. Es waren sieben in jenem Wurf, aber ich verkaufte sechs davon. Soll ich die auch zählen?“ —

„Nein“, antwortete der Beamte kurz und murmelte vor sich hin: vier Schweine, und wollte seine Eintragungen in die Papiere machen, als ihn der Alte unterbrach: „Ich vergaß zu sagen, daß die alte Frau neulich einen zweiten Wurf tat. Ich weiß nicht genau, wie viele Schweinchen es sind, aber (indem er seine Finger einen nach dem andern abwärts drückte), da ist ein schwarzes, ein schwarz-weißes, ein weißes mit schwarzen Flecken und ein ganz weißes. Da ist noch eines, aber das läuft so viel herum, daß ich es noch nie zählen konnte.“

Der Zählbeamte machte eine letzte Eintragung, raffte seine Papiere zusammen und markierte den Eigentümer der Schweine als einen richtigen Narren; aber die Wahrheit von der ganzen Geschichte war, daß der alte Kerl eine sehr unterhaltende und befriedigende halbe Stunde hatte zum Nachteil des Zählbeamten.

Aus dieser kleinen Begebenheit kann man ersehen, daß der Eingeborene einen feinen Sinn für Humor hat, daß er kein Dumm- und kein Kindskopf ist, wie es hie und da scheinen möchte („und daß er oft ellenlange Narrenseile dreht, um übergescheite Europäer daran herunter zu lassen.“ vf).

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.

(Fortsetzung)

Sein probates Desinfektionsmittel

P. Apollinaris litt schon viele Jahre an Asthma. Ein Arzt riet ihm, er solle rauchen; das sei eine gute Medizin für seine Lungen. Er tat es, und der Rat war gut. Es half ihm in vieler Beziehung.

Dieses Tabakrauchen sollte aber auch für ihn ein wirksames Desinfektionsmittel sein, wenn er die Kranken und Sterbenden besuchte. In den Hütten lagen oft zwei, drei und noch mehr Kranke auf ihrem armseligen Lager. Fenster zum Lüften gibt es keine. Es war daher die Luft so verdorben, daß man kaum zu atmen vermochte. Deshalb auch ist es leicht erklärlich, wie sich P. Eligius den Krankheitskeim holte.

Nicht so P. Apollinaris. Er hatte nicht nur mehrere Pferde zur Verfügung, um ein anderes zu nehmen, wenn das eine der Ruhe bedurfte, sondern er hatte auch mehrere Tabakspfeifen auf Lager, die ihm zum größten Teile von seiner Schwester Lina aus München und von anderen Wohltätern besorgt wurden. In seiner gar nicht zu unterschätzenden diesbezüglichen Sammlung gab es ganz genau unterschiedene Feiertags-, Sonntags- und Werktagsspfeifen. Sobald er seine Kranken Beicht hörte und ihnen die Sterbesakramente spendete, rauchte er so stark, daß er ganz vom Tabakqualm eingehüllt war. Auf diese Weise wurden Mund und Luftwege desinfiziert. Auch die Eingeborenen sagten, daß das Rauchen ihn vor der Ansteckung geschützt habe. — Von verschiedenen Seiten, auch von den Schwarzen ganz besonders, erhielt er daher als Geschenk die verschiedensten Tabakspfeifen, so daß er schließlich davon ein ganzes Museum



Missionsseminar St. Josef, Allendorf. Auf alten Schweizer Burgruinen
Photo: Seminar, Allendorf

um hatte, auf das er geradezu stolz war. Alle möglichen Größen und Formen konnte man da beobachten.

Trotz Hitze, Müdigkeit und rastloser Arbeit hatte er beständig die qualmende Tabakspfeife im Munde. Dieselbe war ihm Nahrung für seinen hungrigen Magen, Getränk für seine ausgetrocknete Kehle, und das Wichtigste, die dampfende Pfeife war ihm Medizin für sein schweres Asthma und, wie gesagt, ein probates Vorbeugungsmittel zur Zeit onstiegender Krankheiten.

Todesfälle aus dem Missionspersonal

Br. Eduard, CMM. — Unser lieber Krankenwärter, Br. Eduard, der mit aufrichtiger Hingabe den Kranken beigestanden hatte und der zugleich eine große Stütze und Hilfe für den Missionar war, starb als letztes Opfer des Typhus. Der Tod dieses wirklich heiligmäßigen Bruders, der für die Kranken sorgte wie eine Mutter um ihr liebes Kind, ging dem guten P. Apollinaris sehr zu Herzen. Das tragische bei der Sache war, daß an seinem Todestage der letzte von dem Typhus genesene Patient, der, wie P. Eligius und so viele andere, von Br. Eduard mit Erfolg behandelt wurde, die Erlaubnis erhielt, das Spital zu verlassen und nach Hause zu gehen. Mittags um ein Uhr, als die Glocke zur Arbeit läutete, starb unser allseits beliebter Krankenwärter. —

Beim Bekanntwerden seines Todes durchzuckte ein allgemeines Wehe die Herzen sämtlicher Stationsbewohner, und alle fühlten es, daß ein von heroischer Nächstenliebe erfüllter Missions-Bruder gestorben sei. Wie lieb der teuere Verstorbene dem Volke war, zeigte sich so recht nach seinem Tode. Hunderte von hl. Messen ließ das Volk der Eingeborenen für seine Seelenruhe lesen, und zwar nicht nur die Christen, sondern sogar die Heiden. Auch diese fühlten es schmerzlichst, daß sie an dem guten Bruder sehr vieles verloren hatten.

Br. Vitalis, CMM. — Dieser Bruder starb am 23. Juli 1925 im Beisein des Hochw. P. Berger; P. Apollinaris war noch nicht von den Priesterexerzitien zurück. Der Bruder starb nach mehrwochentlichem Kranksein ruhig und sanft auf seinem Schmerzenslager. Er wurde unter zahlreicher Beteiligung der eingeborenen Christen der geweihten Erde übergeben. — Br. Vitalis war ein Badenser (Marbach bei Lauda) und verbrachte viele Jahre auf der Centocover Mission. Er pflegte mit viel Geschick und großem Eifer den Weinberg. Er war über 70 Jahre alt. Wegen seiner Ordnungsliebe und Reinlichkeit war er bei P. Apollinaris sehr beliebt.

Br. Melchior CMM. — Am 23. November 1923 ist der gute, heiligmäßige Br. Melchior Neumeier, ein Bayer, nach dreiwöchentlicher Krankheit selig im Herrn entschlafen. Am Sonntag Morgen um 5,45 Uhr reichte ihm P. Apollinaris das Brotifikum. Als letzterer soeben im Begriffe war, sich nach Hlabeni, einer Außenstation, zu begeben, wurde er von Br. Isidor zum Sterben dieses frommen Bruders gerufen. Behn Minuten na h seiner letzten hl. Kommunion gab er seine Seele seinem Schöpfer zurück. Er ist gestorben, wie er gelebt hatte: ruhig und friedlich. Sein Tod wurde sowohl von den Weißen wie auch von den Schwarzen allgemein betrauert. Der gute Bruder zeichnete sich aus durch eine große Friedens-, Gottes- und Nächstenliebe.



Missionshaus St. Georgen am Längsee, Kärnten
Photo: Österreichische Fliegerschule, Salzburg

Schw. Philippina, CPS. — Am 8. Dezember 1924 starb hier in Centocow Schw. Philippina, eine staatlich geprüfte Lehrerin aus Bayern, nachdem sie acht Wochen hindurch bettlägerig war und viel gesitten hatte. Sie war eine von dem kleinen Trupp der ersten Schwestern vom kostbaren Blut, die unter Abt Franz Pfanner, dem Gründer und ersten Abt von Mariannhill, kamen. Diese Schwestern wirkte viele Jahre hindurch höchst segensreich als Lehrerin in Centocow. Sie war es auch, welche die ersten eingeborenen Lehrkräfte ausgebildet hat und welche die Centocower Schulen in die Höhe brachte. Alle, Europäer und Eingeborene, hatten sie wegen ihres lebenseligen und schlichten Wesens sehr gerne, auch bei den Heiden war sie sehr beliebt.

Zwei Oberinnen. — Am 4. April 1934 starb in Centocow Schw. Miltredis und am 30. November 1935 Schw. Franziska, beide CPS., letztere im Sanatorium der Schwestern bei Mariatal, beide waren Oberinnen. Sie waren echte Missionsschwestern, die ein gutes Herz für alle hatten. Sie waren richtige Hausmutterchen und friedliebend. Sie arbeiteten mit P. Apollinaris, dem Stationsobern, an einem Strick ziehend für das allgemeine Wohl der Gemeinde, weiß und schwarz.

Die älteste Person in Centocow. — Sie verschied hier am Sonntag, den 17. März 1929; es war Katharina Msleku, die das hohe Alter von ungefähr 110 Jahren erreichte. Sie war schon zu Tschaka's Zeiten ein größeres Mädchen. Dieselbe war Jahrzehnte lang in der Kinderküche tätig, wo sie ihr schweres Amt zur vollsten Zufriedenheit der Kinder sowohl als auch der Arbeiter und des ganzen Missionspersonals ausübte. Auch war sie bekannt als eine große Liebhaberin des Gebetes.

Errichtung von Missionsgebäuden

Im Erbauen von Schulen und Kapellen war P. Apollinar unermüdlich. Dabei war er, wie bereits erwähnt wurde, nicht nur Architekt und Bau-

leiter, sondern er arbeitete auch persönlich mit. Er schaffte und schwitzte mehr noch wie der geringste Tagelöhner. Überall legte er selbst Hand an. Nur durch seine unverwüstliche Energie, durch seinen eisernen Willen und Tatendrang ist es ihm gelungen, in Gentocow allein acht neue, große Schulen zu erbauen.

Egerzitien und Missionen

Unermüdlich tätig war P. Apollinaris im Egerzitiengeben und bei Missionspredigten für Eingeborene mitzuhelpen. Im Jahre 1922 hielt er geistliche Übungen für die Kreuzschwestern in Kofstad und Llmtata; 1928 für die eingeborenen Brüder in Kiva St. Joseph. Kurz und klar waren seine Vorträge, sei es Deutsch, Englisch oder Zulu. Nebenbei bemerkt war er ein ausgezeichneter Linguist. Er war eine Autorität im Zulu, aber ganz besonders in Latein. Viele jüngere Patres wandten sich in schwierigen Fällen, besonders bei Cheshachen, an ihn um Rat. Schnell und korrekt erhielten dieselben von dem klugen und erfahreren Missionar den gewünschten Aufschluß. P. Apollinaris lebte, betete, arbeitete und opferte sich sozusagen auf für die Mission. Kein Opfer war ihm zu schwer, kein

Weg zu weit und beschwerlich. Wenn die Brüder ihm rieten, doch etwas langsamer zu arbeiten und sich etwas zu schonen, so erhielten sie für gewöhnlich von ihm zur Antwort: „Wir sind nach Afrika und in die Mission gegangen um zu arbeiten, nicht um ein gemütliches Leben zu führen. Im Grabe können wir ausruhen.“

Nach der Überzeugung aller, die ihn kannten, war er einer der eifrigsten Missionare von Mariannhill. Was er gebetet, gearbeitet und geleistet hat, selbst noch in seinen alten Tagen unmittelbar vor seinem Tode, macht ihm nicht leicht ein anderer nach. Sein Wahlspruch war: Seelen retten durch Gebet, Unterricht und gutes Beispiel; für die Ausbreitung der kathol. Kirche tätig sein; dabei unsere Mutter Mariannhill nicht vergessen. Diesem Wahlspruch blieb er bis zum letzten Augenblicke seines taten- und segensreichen Lebens treu. Er ging umher u. tat Gutes.



H. P. Paulus und H. P. Florian CMM.
mit den ehrtw. Brüdern der Mariannhiller
Mission in Köln

Photo: Karl Hofmann, Köln

Trotz seiner mannigfaltigen fortwährenden Beschäftigungen nahm er sich täglich Zeit dazu, nebst dem Breviergebet auch das marianische Offizium und den Rosenkranz zu verrichten; auch das Toten-Offizium betete er an den Tagen, wo es früher zur Zeit der Trappisten gebetet wurde. Dies war ziemlich häufig der Fall, nämlich an allen Ferialtagen der kirchlichen Liturgie. Diese Verpflichtungen haben, seitdem wir von den Trappisten getrennt sind, für uns aufgehört; er jedoch verrichtete sie dennoch bis zu seinem Tode.

P. Apollinaris wollte viele und volle Schulen. Es gelang ihm das große Meisterstück. Bei seinem Tode besaß Centocow eine große Kostschule auf der Station selbst; eigentlich sind es zwei: eine Elementar- und eine Mittelschule. Ferner besitzt Centocow im Umkreis von 10 bis 20 Meilen einen Kranz von 21 Tageschulen. In allen diesen Schulen werden ungefähr 800 Kinder unterrichtet. In diesen 14 Schulen sind 25 Lehrer und Lehrerinnen angestellt. Nur der Prinzipal hier in Centocow (eine Schwester) ist eine Europäerin; alle anderen sind Eingeborene.

P. Apollinaris hatte einen großen Weitblick. Die bravsten und talentiertesten Kinder, Knaben und Mädchen, sandte er in das Lehrer-Seminar nach Mariannhill, damit dieselben dort ausgebildet und das von der Regierung verlangte Zeugnis erhielten. Er wußte nur zu gut, daß, wer die Jugend hat, auch die Zukunft haben werde. (Forts. folgt)

Buben sind sich überall gleich

Von P. Solanus Peterect C.M.M.

Buben müssen rauschen. Das ist so, ob die Haut nun weiß oder schwarz ist. Mit den Fäusten vergerben sich die kleinen Kerle ihr Fell gegenseitig.

Eines schönen Nachmittags war es, an der Pforte von Mariannhill, wo eine Gruppe von Buben auf dem Heimwege von der Schule in eine regelrechte Schlacht verwickelt war. Da trat unversehens Se. Exzellenz Bischof Fleischer aus dem Pfortenzimmer und sofort kniete die ganze Bubenschär einrächtig im Staub der Straße nieder, um den bischöflichen Segen zu empfangen. Kaum war aber der hochwst. Herr um die Ecke, als die Keilerei auch sofort wieder im Gange war. Ja, ein Pater, der von ferne die Szene gesehen hatte, behauptete, der Segen müsse besonders kräftig gewirkt haben, weil es nunmehr viel schwungvoller zugegangen sei als zuvor.

Missionspflicht ist Pflicht einer Liebe, die übernatürlichen Erwägungen entspringt. Wahrer Missionseifer dringt vor zur unerlösten Heidenseele; er sieht sich verpflichtet, für die Befahrung der Heiden zu beten und zu opfern aus Liebe zu Gott, der sich auch denen, die noch „in Finsternis und Todesschatten sitzen“, mitteilen möchte mit seinem Licht und seiner Gnadenkraft. Wahren Missionseifer drängt das Verantwortungsbewußtsein gegen unseren Heiland, der für alle Menschen sein Blut am Kreuze vergossen hat, und der seinem Reich auch den letzten Heiden einverleiben will. A. H.

Das Bettelfreuz

Von Margarete Seemann

Nachdruck verboten! — Verlag Throlia, Innsbruck

(Forts.)

„Sie hat ja gewußt: Was sie mir töten, seh ich doch wieder. Einmal sterbe auch ich, dann sind wir beisammen und müssen nimmermehr voneinander gehen. Das gilt nicht nur für Maria, das gilt auch für uns. Ich hab auch einen lieben Menschen begraben; wenn mir das Herz schwer wird, denk ich die Gedanken der Schmerzensmutter; und daran, daß er drüber auf mich wartet und daß auch ich einmal sterben darf. Ich freue mich darauf.

Und solange ich noch warten muß, will ich mich vorfreuen. Das nimmt mir niemand — das kommt — das kommt sicher.“

Beatens Blicke lehnen an den blauen Himmelstrichen über den Häuptern der Wälder. Sie kann das Weib nicht ansehen; muß an den Herrgott am Bettelfreuz denken. Und ob nun ein neues goldenes Glied an seiner jungen Kette wird.

„Warum sind Sie nicht früher kommen — ich hab es so schwer gehabt.“

„Jetzt wird es leichter werden. Kommen Sie; wir beten noch einmal miteinander.“

Und dieses Vaterunser wäscht das Bitterste aus ihrer Bitternis.

Dann ist Beate davon. Wo der Weg zur Rechten abzweigt, wartet Doktor Hammer. Er sieht sie prüfend an. „Nun?“

„Sie weint.“

„Das ist viel.“

Sie sprechen nichts mehr auf dem langen Heimweg.

Auf der Terrasse des Hotels geht es lebhaft zu. Von der Halle singen und jubilieren die Geigen; Wiener Sender. Strauß-Musik! Die Tische sind gedeckt. Blendend leuchtet der Kies. Auf den Liegestühlen des anstoßenden Gartens recken sich die Kurgäste; Sonnenschirmchen klappen, Schals werden geschwungen, Bücher unter den Arm geslemmt, Schachfiguren umgeworfen.

An einem Tisch, nahe dem Eingang von der Hauptstraße her, sitzt Doktor Hammer. Sein Kollege, der mit ihm den Tisch teilt, hat sich verspätet; ist zu den Mühlen hinunter und noch nicht zurück. So ist er vereinsamt. Es ist ihm recht. Denn seine Gedanken gehen zum zehnten und elften Male den Almweg herunter.

Was Beate, die kleine Studentin, will? Mobilisieren? Die paar lichten Erinnerungen, die man noch aus der Osterhafen- und Christkindzeit mitgenommen hat, wieder großblasen zu Flammen, die sich nicht mehr übersehen lassen?

Er lächelt — ein bißchen ist's Wehmuth, ein bißchen Überlegenheit — denn einmal ist man auch romantisch, ja heilig gewesen. Man hat ein Heidentind losgelauft und gar ministriert, später für Förster geschwärmt und Wertsels: „Ich habe eine gute Tat getan“, wie ein Gewissen mit sich getragen. Ja — einmal . . .

Die Suppe ist erledigt. Teller werden gewechselt. Und er denkt noch immer an das Wort von der lebendigen Sehnsucht. Die es sagte, sitzt nun im kleinen Gaithof über einem farbigen Tischtuch mit dem Steingutgeschirr und isst Rindfleisch mit Kartoffeln.

Er ist ein Mann der inneren Ruhe; aber heute ist alles irgendwie anders als sonst.

Wie unter einem Befehl streifen seine Augen die Straße. Erschrecken vor zwei brennenden Punkten unter den Wimpern eines Mannes. Ist er ein Bettler? Ein Stromer? Vielleicht. Er will die Augen abtun von diesem anflagenden Glendbild; da ist ihm, als höre er Beate sagen: „Ja, vielleicht; aber ein Hungriger sicher“. Er spürt ihre Hand neben sich. Es ist leicht und doch schwer. Süß und man möchte es dennoch wegziehen ins Vergessen. Aber es bleibt. Und die zwei Augen dort sind eine Bahn. Er winkt dem Ober.

„Was wünschen Herr Doktor?“

„Ein zweites Besteck. Zwei Menüs.“

„Der Herr Geheimrat kommt heute erst spät; er hat für Mittag nicht bestellt.“

„Ich weiß; bringen Sie nur.“

Der Kellner begreift nicht, aber er geht. Doktor Hammer hebt die rechte Hand gegen den Pfeiler des Einganges. Der Hungrige zögert; da winkt er nochmals. Ungläubig steigt der Fremde eine Stufe hoch; seine Augen zuden eine Frage über den Tisch hin. Doktor Hammer nickt; da fügt sich Schritt an Schritt; neben dem eleganten Mann der Gesellschaft sitzt der Gestrandete.

„Herr — ich — —“

„Machen Sie kein Aufhebens; Sie sind mein Gast.“

Der Kellner starrt auf den Eindringling. Die Dienstbeflissenheit seines Antlitzes wird herrschend hart.

„Keine großen Augen, Josef; es stimmt schon. Mein Gast.“

Der magere Mensch mit den abgerissenen Kleidern hat zuerst mit Scheu und Scham zaghaft gegessen; dann aber dräng-

te der Hunger. Plötzlich aber legte er das Besteck weg; die Beilageschüsseln waren blank, doch ein Stück Fleisch lag noch auf dem Teller.

"Sind Sie satt?"

Rote Stränge ziehen sich vom Hals in die vertrockneten Wangen. Die Augen liegen darüber wie Inseln; einen Schein heller; durchwärmst.

"Vielleicht nicht ganz; wenn Sie erlauben — ich möchte es mitnehmen. Für morgen oder übermorgen, man weiß es nicht." Bittend langt er nach einer Papierserviette; es mag das erste Mal in diesem Hotel sein, daß ein Gast ein Stück Fleisch zwischen zwei Brote legt und mitnimmt. Dann steht der Fremde auf, reicht dem Vornehmen die Hand hin. "Ich danke Ihnen — ich will es niemals vergessen."

Doktor Hammer nimmt die edigen Finger ohne Widerstreben. "Wenn es wieder sein kann, es würde mich freuen."

Über die steinernen Stufen schreitet der Fremde aus dem fiesigen Platz in den Staub der Straße. Ein Auto rast vorbei; graue Wolken decken ihn für eine Weile zu. Der Doktor schaut ihm nach, ihm ist, als ob dieser dort nicht ginge, wie Menschen gehen. Schwebt er? Hat er Flügel? Und wenn er sie hat, was trägt ihn? Ist Armut, solche Armut nicht ein Stein, der ins Wasser zieht, in ein trostloses Sterben? Und war nicht, als er ging, irgend etwas in seinem Gesicht, über dem man die harten Striche der Not, die Kerben des Hungers, das Drohende der vordringenden Backenknochen übersah? Als wäre ein Fenster in seinem Antlitz, durch das eine innere Schönheit schimmerte?

Und jetzt — hängt nicht neben diesem Gesicht ein zweites und sagt: "... die helle Sehnsucht, an der man nicht stirbt, sondern lebt und gesund wird. . . . ?"

Manch einer schüttelt über dem Bratenstück auf den Zinten seiner Gabel den gepflegten Scheitel; der Doktor träumt, lächeln sie.

Die es denken, wissen nicht, daß er am Aufwachen ist.

Möller, der fremde, hungernde, gespeiste Menschenbruder, trägt sein Erlebnis wie eine Quelle von Licht. Nahe dem Forsthaus steigt er ein Stück ins ansteigende Gehölz und rastet. Stille liegt über ihm. Unsafer gut. Nur von ferne das Bimmeln einer Schelle; manchmal über ihm das Knicken eines Astes unter den schnellen Sprüngen der Eichhörnchen. Sonst nichts.

Er wirft sich ins Gras, den Rücken auf dem Boden. So ist er der Erde am nächsten, am verbündetesten. Breitet die Arme weit aus, als müßte er den Himmel an die Brust holen. Das Grün über ihm hat einen hellen Gruß, es hat die Stimme des

getreuen Kameraden; und wo die Waldstraße die Wipfeldecke über ihm zerschneidet, heugt es sich in blendender Bläue niederr, als wollte es fragen: Hast nun auch du dort unten ein Stück Himmel getroffen? Ist das Glauben nun leichter worden?

Noch trägt er die Helle über dem Antlitz, die den Glanz der Alabasterchalen hat, in denen Licht schwimmt. Märchenhaft. Dem Glauben verwehrt noch vor einer Stunde. Reich ist er nun — um die Kraft zweier Flügel, um die Wurzeln in ein neues Erdenfeld reicher.

Hat er nicht zwei Herzen? Schlägt es nicht auch dort, wo er in der Rocktasche das knisternde Weizen trägt, in dem die Sehnsucht der Hungernden verbettet liegt: Fleisch und Brot? Ihm geschenkt — nein, mehr, ihm zuerkannt wie einem Bruder. Und er hatte doch bis heute gemeint, daß jene, die in ganzen Anzügen ließen und Söhnen unter den Füßen hätten, nicht wüßten, daß Geld und Brot wenig sind gegen das: ohne Demut nehmen dürfen, nicht von einer Gnade trinken müssen, die niedergebeugt, sondern aufgehoben zu werden zum selben Strich Erde, zur gleichen Straße, zu einem Gericht!

Kühl und flüssig ist die Luft, die er einsaugt; nahe ist ihm der Allerbarmer. Und über seinem Herzen liegt ein Schatz.

Vom rechten Straßenarm her klopfen Stimmen. Er richtet sich auf; späht. Birkenlaub deckt ihn mit einer Mauer.

Vier Männer und zwei Frauen kommen; die Gewänder abgerissen, die Füße stecken nur in der Armut ihrer Nachtheit. Zwischenhin trippeln Kinder; sonnenverbrannt, in scheidigen Fezen. Ihr vier. Die Frauen haben in Lüchern Körbe und Kannen auf den Rücken gebunden, die Männer tragen Holzgefäße aller Art. Alles leer. Die Menschen gehen müßig, trostlos, wie unter dem verächtlichen Eritt eines Schicksals.

Er kennt das! Beerensucher! Sind aus dem Burgenland zugewandert; wollten sich verdingen zur Himbeerernte — und kamen zu spät. Kein Bedarf mehr. Es heißt zurück. Vier Stunden mögen sie schon gelaufen sein. An die zwei Stunden müssen sie noch zur Bahn hinunter.

Zwei Rehe äugen den Hang herauf, lauschend stehen sie, dann setzen sie mit fliegenden Sprüngen in die Hut der Bäume. Hoch oben, wo der süße, rote Regen in beängstigender Fülle an den Sträuchern hängt, huschen sie mit der Schnelligkeit eines Pfeiles durchs Geäst; wissen nichts von dem Jammer dieser Menschen, die doch dem Wald zugehören wollen wie sie.

Die Alten tappen hart über die festgestampfte Straße; da und dort schlürfen die Weiber. Niemand spricht; selbst die Kinder

trotten mit stumpfen Gesichtern nebenher. Nun fängt eines an zu heulen. Es hat wohl eine Wunde am Fuß, denn es hebt ihn und greift an die Zehen. Die im Buge kümmern sich nicht darum; nur eines der Weiber bleibt zurück. Setzt sich an den Straßenrand, nimmt den schmutzigen Buben auf den Schoß. Vom Unterrock reißt es einen Streifen ab und verbindet das Füßlein. Vor dem Birkengestrüpp sitzen sie, hinter dem Möller verborgen ist.

Auch mit dem verbundenen Bein will das Kind nicht laufen; es hängt sich mit der Kraft seiner fünf Jahre an den Korb der Mutter. Wühlt mit allen Fingern; so greift Hunger.

Dem Mann hinter dem Buschwerk fängt das Paket über der Brust zu klopfen an; wie ein Herz. Sein zweites. Es hat einen Befehl; erst fragend und voll der Erinnerung an eigene Hungertage. Dann aber hart. Er langt unter den Rock, hebt das Weisse her vor wie einen seltenen Orden, steht auf und reicht es der Frau.

Blitzschnell haben es die Kinderfinger an sich gerissen — Papierzeichen fliegen ins Moos und schneeweisse Zähne schlagen in das lösliche braune Brot.

Den Dank des Weibes hat Möller nicht mehr gehört; schnell ist er davon. Nur das Aufblühen in ihren Augen hat er noch aufgefangen; und nimmt es mit wie ein Licht.

Im Weiterwandern späht er zurück; man hört kein Weinen mehr.

Ausgeflogen hat das Lied, das der eine im Hotelgarten anschlug; urplötzlich überkommt ihn eine heiße Sehnsucht: daß es kein Ausflingen sei, daß ein Ton dieses Liedes weiterspränge, immer von Saite zu Saite — von Mensch zu Bruder Mensch — —

O, er glaubt wieder an die Menschen, auch an die reichen!

Der Trupp der Beerensucher ist weitergezogen; gleich still und verbittert; und doch um den wunderbaren Schein reicher, der auf dem Gesicht eines Kindes und auf der Armut eines Weibes liegt.

Zeigt sind sie aus dem Wald heraus; setzen über den Grenzbach. Die Häuser rücken näher; die Häuser, vor denen sie sich fürchten wie vor feindlichen Hunden.

Gehen mit nackten, zerschundenen Füßen in den Radspuren der Autoreifen, tragen ihre Pein an den Hotelgärten, am Tennisplatz, und den Lorgnons der Damen vorbei; finster schauen die Männer; die dunkle Glut unter ihren Augenbuschen hat etwas vom Dukken eines wilden Tieres.

Sie starren in das feine, graue Mehl, in dem ihre Füße waten; wollen nicht hinschauen in die Parade von Luxus. Nur manchmal brennen die Augen einen schar-

fen Strich hinein in den Glanz; dann schmerzen sie.

Dort liegen sie und wehren jeden Sonnenstrahl mit einer bunten Kostbarkeit; und wir braten und verjagen. Sie laufen und springen in weißen Gewändern, schlagen Bälle und lachen und sind satt und wissen, wo sie schlafen, wo sie essen werden — — wir kommen aus den Glassäcken, sind gierig nach Wasser und Brot, zum Sterben müde; und geheizt von der Frage: „Was morgen . . . ?“

Cinem der Männer dampft die Brust; wie scharfe Pfiffe ist das Keuchen aus seinem Munde. Er krampft die hölzernen Finger zu einem furchtbaren Klumpen — wie einen Stein hebt er ihn hoch — da steht das Weib neben ihm und preßt die Hand herab. Hart und zäh. Und zeigt mit der anderen auf den Buben.

Da muß er dessen denken, der sein Kind färbte. Er hebt das Haupt und vermag ohne Haß zu schauen.

Auf dem Bahnhofplatz, Villa Ima, wartet die junge Frau des Oberinspektors Nosberg auf die Stickerin.

Sie ist das Warten nicht gewöhnt; das Leben geht ihr entgegen mit jedem Schritt. Und beschert kostbare Dinge: Gesundheit u. Wohlhabenheit, einen eleganten Mann, gute Gesellschaft, ein bisschen Spiel, ein bisschen Sport.

Es ist gar nicht schwer, mitzumachen. Und sie begreift nicht, daß Menschen über das Leben jammern. Sie findet es ganz nett.

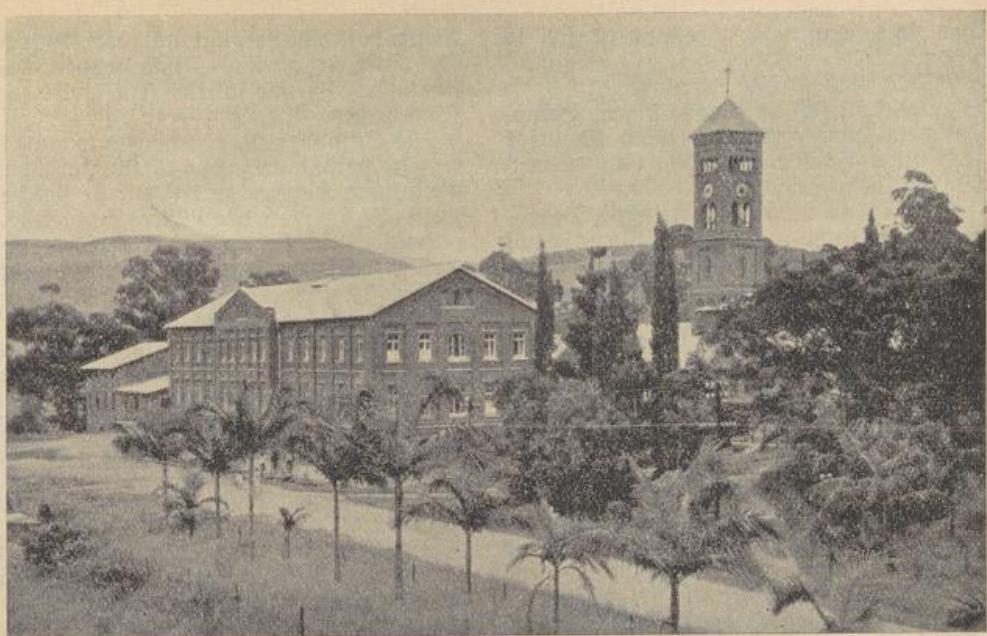
Lässig überstreicht sie ihre Frisur. Wendet den Spiegel; dauergewellt, wie gut ihr das steht! Sie weiß, Bruno liebt den seidenen Fluß ihres Haares. Deshalb hätschelt sie es, wie andere ihr chinesisches Hündchen hätscheln.

Eine warme Stimme hat der Raum, mit weichen, dunklen Fingern trifft ein Glotzenschlag der Zeit das Haus. Eine Standuhr, das schönste Stück dieses schönen Gemaches. Von derselben Vornehmheit der Möbel, von der reservierten Noblesse ihrer bewunderten Klausur. Neben ihr Brunos Geburtstagsgeschenk: ein herrlicher Tisch; Platten in zwei Etagen. Wie Spiegel ist das Holz

Wie sich andere der Pracht ihrer Gärten freuen, so sonnt sie sich an der Schönheit ihres Heimes. So einer mit weißen Handschuhen einträte und an all die Dinge rührte, er sände kein Stäublein!

Doch, wo nur die Stickerin bleibt?

Dass das Trübe immer durch andere Menschen an sie herankommt! Wie gräßlich ist diese Frau! Verknöchert, sprunghaft hart. Aber ihre Arbeiten sind von einer Genauigkeit sondergleichen; kein Faden zuviel beim Ajour, keine Spange zu straff bei den Stickereien; und die Stoppen über



Mariannhill — Konventbau

Photo: Mariannhiller Mission

dem Netzgrund von teppichgleicher Weichheit.

Langsam erhebt sich die schöne Frau; durchschreitet den Raum. Das Sammetartige unter den Schuhen tut ihr wohl. Diesen Teppich hat sie selber begonnen! Fertiggestellt hat ihn die Walburg — es vertragen ja nicht alle Menschen das gebückte Sizzen und das hundertmalige Krümmen der Finger um ein Streiflein Smyrnaivolle. Ihr tat es nicht gut — der Walburg hat es kaum schlecht getan. Jetzt bringt sie einen Stern; lindengrün der Netzgrund, in Orangenfarbe gemustert. Für den neuen Tisch. Sie beugt sich über ihn; er spiegelt das Ungestillte in ihren Augen.

„Vier“, sagt die Uhr; so weich, voll der Innigkeit.

Vier Jahre, denkt sie. Jeder Schlag ein Jahr. Jedes Jahr ein Krug voll Glüd.

Plötzlich muß sie ein anderes denken: Hat sie nicht einmal gesagt, nein gejubelt: Kinder möchte ich, viele! In jedem meiner Finger soll eines hängen! Und den ganzen Tag muß es um mich zwitschern!

Nun singt doch keines.

Keines? Klopfte es nicht längst und bat um Einlaß? Sie hatte die Türe nicht aufgetan. In der großen, reichen Wohnung war kein Platz für diesen kleinen Gast.

Hastig nimmt sie die Wanderung durch das Zimmer wieder auf. „Man kann eben nicht immer wie man will“; sie sagt es halblaut vor sich; daß es die Ohren aufnahmen wie die Stimme eines anderen

und weitergeben an das Herz.

Wie würde auch die Wohnung unter einer Kinderschar? Muß nicht zuerst etwas Kapital da sein? So daß man beruhigt leben kann? Später einmal, ja; vielleicht. Dann soll es das Kind auch gut haben —

Es klingelt. Die Stickerin.

Sie liefert die Netzdecke. Nahezu ein Meter im Durchmesser. Von röhrender Zartheit das zaghafte Grün; die Augen der jungen Frau gleiten schönheitstrifend darüber. Alles Bedenken der letzten Viertelstunde ist verstoßen; die Freude in ihr ist wieder obenauf; aber es ist eine grelle, franke Freude. Schön bist du, denkt sie und überstreicht das Geißfisch; und: wie werden die anderen staunen! Sie weiß nichts von zweihundert Maschen, die zweihundertmal geneckt sein wollten, nichts vom qualsvollen Spiel der Finger und dem schmerzlichen Dienst der Augen; nichts von der heißen brennenden Linie über den Rücken.

Mit ein paar Geldscheinen tut sie all das ab; deckt zu, was sie anschaut mit unbequemen Augen.

Erst als sich Walburg empfehlen will, merkt sie die Änderung im Amtlich des Weibes. Da ist nicht mehr das stumpfe Hinstarren von ehedem, ein Licht ist jetzt in diesen Augen, es ist, als sähe man in die Sternlein eines Kindes.

„Sie sind jung geworden. Frau Walburg.“

„Wohl, gnädige Frau; Sie haben gar nicht danebengeraten. Und in die Decke

hab ichs eingeneßt; deshalb ist sie so schön."

"Was haben Sie hineingeneßt?"

"Das läßt sich nicht recht sagen. Beimanehe mein ganzes Leben. Alles Traurige und alles Schöne. Und das von meinem Buben, dem Hans."

Sie sagt es nimmer hart; ohne Begehrten nach Rache und Strafe. Damals auf der Alm hat sie unter der Lieb eines fremden Menschen gelernt, auch von Schmerzen weich und lind zu reden. Jetzt rasten ihre Augen an den feinen Vorhängen, auf die das Fenster den Schatten eines Kreuzes wirft; es ist das Kreuz von der Alm; das Burschenkreuz; ihr Kreuz. Und der daran hängt, ist Hans, ihr Junge. Aber er ist nicht allein, ein anderer teilt das Martertbett; und der andere ist der Herrgott.

Sie schaut es an mit weitoffenen Augen; wo die Riegel einen Schattenslech aussiezen, hängen dort nicht die Buschen, die das fremde Mädel für ihn hinsteckte?

An Frau Nosberg kommt das Starren. Wie kann diese da froh sein — hat man ihr nicht den Sohn ermordet? Hat sie nicht das einzige Kind verloren, das sie einmal erhalten könnte?

"Verloren hab ich ihn nicht, gnädige Frau. Einmal gehört er doch mir. Ganz und für immer. Ich hab ein Kind, das drüben auf mich wartet. Wie könnt ich da arm sein?"

"Wer ist denn arm?"

"Die sich nicht freuen können auf das, was noch kommt. Und auf die niemand drüben wartet. Ganz besonders kein Kindel."

Walburg ist gegangen; hat das Lächeln mitgenommen.

Aber ein Klang aus ihrer Brust ist zurückgeblieben; noch als Dual. Als Fragen und Klopfen. Und als ein Vorte der Unruh.

Achtlos liegt die prachtvolle Decke über dem Tisch; durch hundert und hundert winziger Fenster wirft die spiegelnde Platte ihren Glanz. Aber die schöne Frau sieht es nicht. Ihre Augen sind rückgelaufen auf der Zeitstraße u. begegnen einem Mädchen dem flattert die Sehnsucht nach dem Größten aus beiden Lichtern. Und dieses junge Menschentind sitzt in seinem Zimmer über einem goldgeränderten Buch, an dem ein Schlüssel baumelt und schreibt: Und Kinder möchte ich haben, lieber Gott, eine ganze Schar! Hei, soll das ein Singen werden!

Das war Imea. Einmal. Und heute?

In der Wohnung kein Stäublein — kein Strich über der Spiegelfläche der Möbel — keine Stunde eingeengt durch Pflicht und Sorge und Leid.

Und doch — ist sie nicht arm? Und hat ihr die Walburg nicht viel voraus? Die

Jahre voll Mutterglück mit dem Buben, das Grinnern an ihn — und drüben, drüben wird sie nie allein sein, wird ein Kind haben — ewig — ewig . . .

Als Inspektor Nosberg heimkommt, ist er sehr verwundert, die Gattin im dämmergrauen Zimmer zu treffen; sie sieht es sonst, alle Lampen des Lüsters zu brennen.

Häufig steht sie auf. Und verbirgt das Gesicht vor der Frage in seinem Antlitz.

Vom Kamm her jagen die Wölken. Wälzen sich knapp über den Wipfeln ins Tal. Kommen wie eine feindliche Horde, sprengen über das Licht des Firmamentes und knallen ihre Peitschen.

Der Sturm rast hinter ihnen her und heißt sie über die Almen, schleudert die Fäuste und reißt die schwarzen Tücher in Fehn, daß gelbblaße Striemen über den Himmel brennen.

Die Birken taumeln wehrlos unter den Pranken des Wüterichs. Er reißt sie an den Gewändern, zerrt sie an den Haaren bis ins Moos, stampft ihr Haupt höhnend an die Erde. Von den himmelhohen Fichten trommeln die wuchtigen Zapfen, beißen tiefe Löcher um die Füße des Baumes. Scheu ducken sich die Beeren; Millionen sterben am sausenden Schnitt des Hagels. Von den Abhängen her schießt Quelle auf Quelle.

Kein Kurgast ist auf der Straße. Nur ein paar Hüterfinder jagen das Vieh. In dumpfer Angst drängt es vorwärts; unter seinen Hufen fliegt die schwarze Erde.

Die Mädchen pressen die Köpfe über die Köpfe, aber der Sturm spottet des Schutzes. Er schlägt sie mit Ruten und der Regen klatscht sie ab, daß sie durchnäht sind, als wären sie im Fluß gelegen. Ein paar fürchteten sich, einige lachen. Wenn sie daheim sind, ist das Wetter vielleicht vorüber. Dann gibt es Schelte, daß sie abtrieben. Aber wenn morgen oder übermorgen die Herrschaften in den Gasthäusern für einen Hut voll Pilze einen oder zwei Schillinge zahlen, ist die Angst und das zähneklappernde Frieren vergessen. Dann kaufen sie Brot oder, wenn es hochgeht, ein Stück weißen Weizen, wie ihn die Reichen essen. Manchmal auch ein Packerl Tabak für den Vater. Sie sind dann glücklich und lassen es gerne bald wieder wettern.

In den Hotels sitzen sie bei zugeklappten Fensterläden und elektrischem Licht. Drängen sich in die Säle und spielen. Der Lautsprecher, auf stark gestellt, muß den Donner schlucken; und die hundertzig Birnen sollen das Blitzen unsichtbar machen. Nur nicht wissen, daß es draußen tot! Nur nicht spüren, daß man ein Nichts ist gegen so ungeheure Gewalt!

Wenn nur die heimliche Angst nicht wär! Blitzableiter! Ja, man hat die Stan-

gen gesehen; aber wann wurden sie leztmals überprüft. Wie mag die Kupferplatte in der Erde ausschauen? Bersezt? Und Spize hoch oben, wer kanns sagen?

Wer befiehlt dem Sturm? Hat er nicht das Mühlbach abgehoben wie einen Sommerhut und über die Wiese geblasen wie die Strahlenfrölein der Maiblume? Wer wagt es, mit solcher Gewalt sich zu messen?

Die runde, buntfarbene Scheibe kreischt — hört, hört! Singt mit! Kinder, probiert das Tanzen!

Beate wurde vom Sturm überrascht; sie flüchtete in die Kirche. Sitzt wieder unter der Kanzel wie in der Hut eines Großen. Wenn die Dachrinnen knirschen und wimmern, wenn es die Gläser in den Fenstern minutenlang schüttelt, wenn die grellen Lichter zu den schmalen Scheibenschnitten hereinrasen, dann betet sie der goldenen Türe entgegen: „Sind bloß Deine Diener, Wetter und Sturm — Du bist über allem, Herr Jesus, auch über ihnen. Hilf denen, die zittern; sag ihnen, daß nichts geschieht, um das Du nicht weißt.“

Immer noch ist die Hand des Schmerzensmannes abgelöst vom Kreuzbalken. Wartet noch.

Es klatscht vor ihr nieder. Ein dunkler Tropfen malt sich breit auf dem Stein. Ein zweiter und noch viele. Das Dach hält nicht dicht; an den Wänden rieselt es nieder; blassé Spuren von früher, dunkle Stränglein von heute. Arm wohnst du, Herrgott, so arm.

In ihrem südseitig gelegenen Zimmer zittert Frau Mittermeier unter jedem DonnerSchlag. Die sechsjährige Ditha verkrallt sich in ihr Kleid. Wenn es blitzt, schreit sie auf. „Ich fürchte mich. Mami, ich fürchte mich!“ Der neunjährige Bub knurrt sie an. „Sei nicht so dumm, was kanns denn machen? Es ist ja nur ein elektrischer Funke.“

Grell reißt es über den Himmel. Durch Mark und Bein geht das Knattern.

„Mami, ich fürcht' mich, ich möcht' fort, gehen wir doch!“ zerrt das Mädel.

Mit ungeduldiger Geste drängt sie es ab. „Läß doch, Ditha, sei nicht unausstehlich.“ Aber es klirren ihr selber die Zähne.

„Du bist doch eine richtige Gans, Ditha; was hast du bloß vor einem Funken Angst? Und der Donner kann dir doch gar nichts machen, rumpelt bloß so.“

Der Mutter rast das Herz voll Furcht. Ein solcher Wetterkessel, warum man ihr das nicht sagte! Wenn sie es geahnt hätte, niemand hätte sie hergebracht! Jetzt nur fort von diesen wahnsinnigen Bergen! Für drei Wochen hat sie die Zimmer aufgenommen, vierhundert, fünfhundert Schilling, aber sie würfe noch hundert da-

zu, wenn sie abreisen könnte in dieser Stunde.

Das Mädel hängt an ihren Kleidern. „Geh' hinaus zur Martha.“ Sie klingelt dreimal. Das Mädelchen in Schwarz-weiß kommt, aber die Ditha brüllt auf. „Nicht, ich bleibe da, ich geh' nicht mit der Martha! Gehen Sie fort, Sie, Sie!“

Auch der Junge runzelt die Stirne. „Du muß bei uns bleiben“, verlangt er. Da taucht Martha wieder unter im Dunkel des Flures. Die zurückbleiben, sind voll schlotternder Angst. Auch der Bub.

Tod und Schrecken jagen über das Firmament. Viel muß die Frau denken in diesen furchterlichen Viertelstunden. Vieles blitzt ihr auf wie die schwefelgelben Bäcken dort draußen und manches von Beatens Worten ist darunter wie eine Peitsche.

Beate, ob die sich auch fürchtet? Ich möchte es wissen.

Nein, die nicht! Ob man neben ihr ruhig würde und das hehrende Herz nicht spürte?

Wieder schrillt die Klingel.

„Martha, sehen Sie unten im Saal nach, ob Fräulein Beate hier ist; wenn nicht, fragen Sie bei Fräulein Routh, ich hab' die Damen öfter zusammen gesehen. Und wenn auch dort nicht, dann machen Sie doch einen Sprung in den Gasthof „Waldfrieden“.“

Dunkelheit lagert sich im Gesichte des Stubenmädchen. Einen Sprung in den „Waldfrieden“, bei diesem Wetter?

Frau Mittermeier liest in ihrem Antlitz; es ist eine Sprache, die sie gut versteht; und sie antwortet mit einem Doppelschilling. Da ist Martha wieder bereit.

Ein paar Minuten später weiß sie: Beate ist nicht im Haus, ist auch nicht im Zimmer ihres Gasthofes. Wo, wo ist sie?

Ein plötzlicher Gedanke. War sie nicht damals, ehe sie zum Burschenkreuz aufstiegen, in der Kirche?

Die Kirche! Sie nimmt einen zweiten Doppelschilling und schiebt ihn wie einen hellen Käfer über das dunkle Holz des Tisches Martha zu.

„Schauen Sie noch in der Kirche nach.“

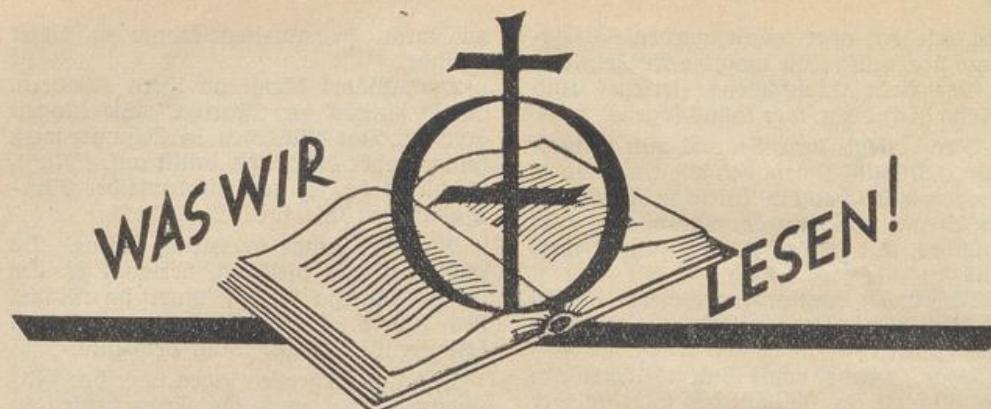
Zeigt in die Kirche? Wenn das Silberstück nicht wäre, sie ginge nicht.

Im groben Mantel des Lohndieners rennt sie über die Straße, die paar Stufen hinauf ins Gotteshaus.

Verrückt, wer wird jetzt in der Kirche sein? Schon will sie zurück, doch — dort vorne, dort bewegt sich etwas!

Ein paar Schritte durch das schmale Schiff. Über dem dunklen Holz leuchten Beatens blonde Haare.

(Fortsetzung folgt.)



**Verlag „Ars Sacra“ Jos. Müller,
München, Friedrichstr. 9:**

Zu Anfang seit dem Weltbeginn Von P. Peter Lippert S. S. Gedanken über Maria. Broschiert RM. 1.35; in Leinen RM. 2.10
„Stimme eines Toten! Wie ein Kind von seiner Mutter redet und ihre heimlichsten Schönheiten ausschüren will, so redet dieser Prediger von der Mutter des Herrn, von der Magd Gottes, von der Klingerin Christi, von der Begnadeten und ihrem Glück, von jener leichten Existenz der Gottesmutter in Gott, „für das ich keinen Namen mehr weiß“. Nun weiß dieser Prediger der Gottesmutter wohl einen Namen dafür, einen für uns unaussprechlichen, großen ...
Dr. h. S. B., Salzburg

Verlag Styria, Graz Schönaugasse 64:

„Leben die Toten? Sind Verstorbene zurückzufinden?“ Von Robert Klimich. 7. Auflage verbessert und erweitert von Bruno Grabinski. 339 Seiten, Preis kart. RM. 2.85; in Leinen RM. 4.—

Vieles erzählt man sich über Geister und Totenercheinungen. Die einen weisen die Möglichkeit rundweg ab, während andere überängstlich alles als wahr hinnehmen. Das vorliegende Buch bringt eine Menge Berichte von Totenercheinungen aus neuester Zeit, mit entsprechender kritischer Untersuchung.

„Das große Ja“. Leben und Sterben eines kleinen Helden. 76 Seiten, kart. RM. 1.50; in Leinen RM. 2.10

Ein deutscher Guido Fontgalland. Es ist Toni Gallenstein aus der Pfalz. Ein ganz einfaches Kinderleben, aber der kleine Held erreichte eine seltene innere Reise durch sein mutig ertragenes Leiden.

**St. Georg-Verlag, Frankfurt a. Main
Friedensstraße 8:**

„Einkehrtage“. Ein Werkheft über Durchführung und feierliche Gestaltung der Einkehrtage. Erfahrene Seelsorger sprechen hier über Vorbericht, Stoffwahl, Freizeitgestaltung und die Durchführung der Einkehrtage für die einzelnen Stände. RM. 0.90.

„Kinderstube und Kinderfest“. Ein Werkheft für alle, die Kinder zu erziehen haben. Es gibt eine Anleitung, wie die Mutter ihrem Kinde vom H. Gott erzählen soll. Daneben bietet das Heft viel Material zur Beschäftigung und Anregung der Kinder, Gebete, Sprüchlein und Lieder. Preis RM. 0.90.

Weihe Spiele der Jungmädchen von Peter Bauer. Eine Sammlung religiöser Spiele für Jungmädchengruppen.

„Freu Dich Du Himmelskönigin“. Ein Spiel zu Maria Himmelfahrt. 10 Hefte zu RM. 4.50.

„Die kleine Gottesmaqd“. Ein Spiel geeignet zum Fest Mariä Geburt, Mariä Empfängnis, Mariä Namen und Mariä Opferung. 10 Hefte zu 4.50.

„Der Bräutigam kommt“. Spiel für Advent. 10 Hefte zu RM. 3.80.

„Mutter des Lichtes“. Ein Spiel zu Mariä Lichtmess. 10 Hefte zu RM. 4.50.

„Mater dolorosa“. Ein Spiel von Christi Mutter Schmerzenweg. 10 Hefte zu RM. 4.50.

**Verlag & Buchhandlung Ludwig Auer,
Donauwörth:**

Mutter lehre mich beten! Ein Hilfsbuch für die Mutter zur religiösen Erziehung des Kindes. Von Elisabeth Burger. 136 Seiten. Halbleinwand RM. 2.10.

Allen Müttern, die es ernst nehmen mit der religiösen Erziehung ihres Kindes, bietet dieses Buch eine gute, praktische Anleitung. Sie legt der Mutter zur rechten Zeit eben das Wort in den Mund, das Gebet, das eben jetzt paßt.

Bergstadtverlag, Breslau:

Die Ehre des Pastor Mauerberg. Von Elisabeth Burger. 352 Seiten. Broschiert RM. 3.80; in Leinen RM. 4.50.

Dieses Buch ist ein wahres Volksbuch für Jung und Alt, für Stadt und Land. Wie kein anderes stützt und untermauert es vom christlichen Standpunkt aus die christliche Auffassung von der Ehe als der dauernden, innigen Lebensgemeinschaft mit einem reinen, gesunden Menschen, die auf gegenseitiger Treue und Achtung aufgebaut ist. Elisabeth Burger-Bücher empfehlen sich selbst.

Christkönigs-Verlag, Meitingen bei Augsburg:

Nr. 21. Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von Dr. Anwander.

Das gigantische Lebenswerk dieses Apostels ersteht in überaus anschaulichen, packenden Bildern und in reizvoller Kleinmalerei vor dem Leser.

Nr. 22. Der heilige „Bruno von Köln“. Gründer der strengsten Form des Mönchtums, des Kartäuserordens. Von Studienrat Küther. Vertiefung des christlichen Lebens der gesamten Kirche ist die Frucht dieses Lebenswerkes durch die Jahrhunderte.

Nr. 23. Der heilige Leonhard, der Volks- und Bauernpatron. Von Archivrat Dr. Ach. Der erste deutsche Karitas-Apostel, der aus Einsiedler und aus Kloster heraus, ein gewaltiger Führer und Helfer wurde, weil er zuvor ein großer Einsamer und Vetter gewesen war.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abreinkunft gerne gestattet. — Verantwortlich: P. G. A. Rottmann, Würzburg, Pleicher Ring 3 — Kommissionsverlag Rud. Pucher in Linz, Landstraße 33